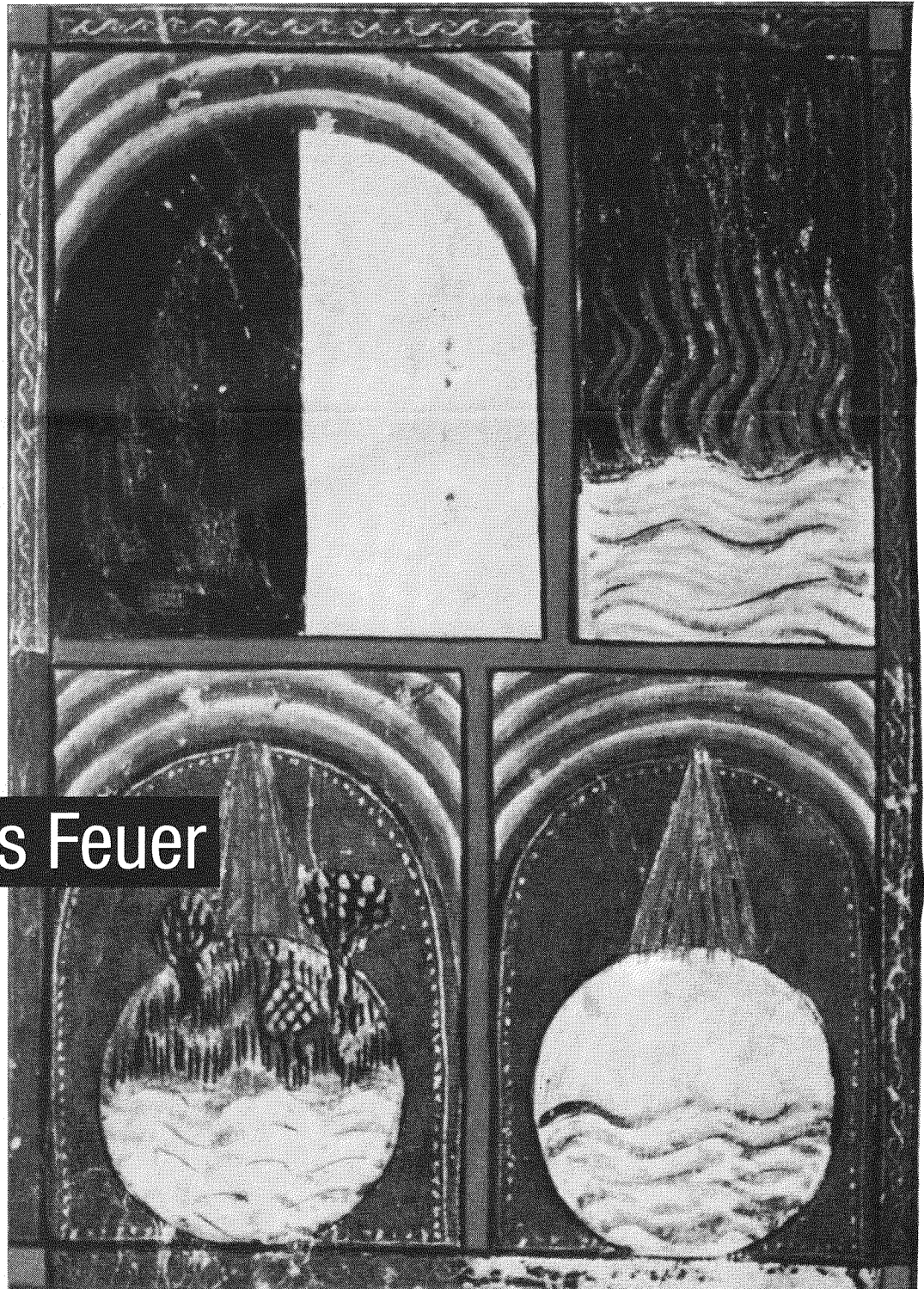


FAMA 2



Heiliges Feuer

2 Heiliges Feuer haben wir unsere Nummer «getauft». Nicht bloss Feuer. Nein, «Heiliges Feuer».

Wieso uns Feuer nicht genügt hat? – So genau weiss ich das eigentlich gar nicht mehr, nur, dass wir es alle richtiger fanden so.

Ja, wahrscheinlich haben wir mit dem Begriff «heilig» dieses Lebens-Feuer, um das es uns in dieser Nummer ging, tatsächlich getauft. Wir haben ihm damit etwas ganz Besonderes verliehen, etwas absolut Notwendiges, etwas unendlich Kostbares.

Unser Begriff «heilig», so belehrt mich das Neue Handbuch theologischer Grundbegriffe, leitet sich vom lateinischen «sancire» her, was begrenzen, festsetzen bedeutet und das «aus religiösen Gründen Abgesonderte und Ausgegrenzte» meint. Das Zweite Testament hatte aber offenbar eher jene griechische Übersetzung des hebräischen «kadosch» im Blick, welche dieses «Ausgegrenzte» mit dem Begriff *hagios* bezeichnete und ihm damit die Bedeutung von «rein» verlieh.

Nicht diesen Zusammenhang von Heiligkeit und Reinheit hatten wir aber im Sinn, als wir dieses Feuer heiligen wollten, sondern vielmehr jenen Charakter des «ganz Anderen», welcher dem Begriff heilig in fast allen Religionen anhaftet. Der deutsche Philosoph Max Horkheimer nennt dieses «ganz Andere», nennt die Sehnsucht danach, Gott. Heilig ist uns dieses Feuer, müssten wir nun nach diesem kurzen begrifflichen Exkurs sagen, weil in ihm auch ein gut Teil dessen brennt, was göttlich genannt werden kann:

– ein Feuer, das brennt und doch nicht verbrennt, wie uns die Dornbuschgeschichte im Buch Exodus erzählt,

– ein Feuer, das ein Leben lang dem eigenen Arbeiten für jene erträumte «bessere Welt» den Funken Leidenschaft erhält, den es braucht, um damit nie zu einem Ende zu kommen, auch wenn es müde macht und ab und zu zuviel wird.

– ein Feuer, das manchmal bloss glimmt und nur, wenn wieder Wind hineinfährt, als Glut erkennbar wird.

Uralte ist die Symbolik des Feuers, natürlicherweise, denn ohne Feuer gäbe es das nicht, was wir mit dem Beginn von Zivilisation verbinden.

Feuer ist vielleicht aber auch der Inbegriff menschlicher Autonomie – Prometheus wusste das, als er den Göttern das Feuer stahl, und auch die Götter verstanden die Botschaft und liessen mit der Strafe nicht auf sich warten.

Feuer ist Macht, und wie jede Macht grundlegend ambivalent: eine Macht lebendig zu machen, und eine Macht zu töten.

Kein Wunder, verbindet sich mit ihm göttliche Qualität, und kein Wunder auch, wird sie vom Menschen in Besitz zu bringen und dienstbar zu machen versucht. Feuer ist göttliche Energie, ob in Shivas Feuerkranz oder in den Feuerzungen des christlichen Pfingsten, ob in der Feuersäule, die den IsraelitInnen den Weg durch die Wüste weist, oder in den Geheimnissen jener Tempel, die die Vestalinnen hüten.

Feuer ist aber auch das, was die Menschen aus ihrer Welt heraustreten liess und ihnen einen annähernd göttlichen Status verlieh: Herr/innen über Leben und Tod, über Herd und Schmiede, über Fabriken und Brandbomben sind sie geworden, und auch ihre Götter regieren, ihnen gleich, mit lebendig machenden Feuern und mit Schwefel und Scheiterhaufen und Granatfeuer und Autobomben, um den Menschen, also auch uns, auf die Pfade der Gerechten zu zwingen.

Kaum etwas bindet Leben so eng an Tod und Zerstörung wie das Feuer. Kaum etwas symbolisiert in so unheimlicher Weise die Zweideutigkeit dessen, was uns als Kraft, als Leidenschaft und Stärke beeindruckt, anzieht und auch begehren lässt.

Immerzu schieben sich in Beschreibungen grosser Wünsche und Sehnsüchte dieselben Worte, Begriffe und Bilder. Immerzu glüht und brennt da etwas, immerzu lodern Feuer, schlägt etwas Funken, wird etwas entflammt und verzehrt... egal ob es um Erotik oder um Politik, um körperliche oder intellektuelle Leidenschaft geht. Und immerzu ist in allem ein Stück Gewalt. Und auch jener Feueereifer im Kampf für Gerechtigkeit und eine neue Welt und noch die glühendste Leidenschaft der Liebe zu den Menschen drängen vielleicht immer zu jener Gratwanderung zwischen nie endender Geduld und Explosionen der Gewalt, laufen ständig Gefahr, die einen zu töten, damit die andern leben.

Der Begriff «heilig» tauft so das Feuer nicht nur mit den Farben des Lebens und des Lichtes, sondern auch mit Asche und Tod. Mit all den beängstigenden Merkmalen der Macht und der Kraft, die seine Faszination und seinen Schrecken ausmachen.

Feuer macht lebendig, schützt, wärmt, hilft zu überleben, ist der Kraftstoff unserer Zivilisation und gleichzeitig eine ihrer ältesten Waffen. Es ist nützlich und tödlich, je nachdem, wer damit spielt.

Das Feuer hat keine gute oder böse Natur, es ist Feuer, und es brennt. Wenn es uns heilig ist und wir es heilig nennen, dann ist es immer mit dieser doppelten Natur versehen, und es lässt uns nicht mit Lagerfeuern, Backöfen und Kerzen verkohlte Menschen und die rauchen-

den Trümmer bombardierter Städte überblenden.

«Mit meiner verbrannten Hand schreibe ich über die Natur des Feuers» – so oder ähnlich hat es Ingeborg Bachmann einmal formuliert und damit auf eine schreckliche Weise recht gehabt und noch immer recht. Man kann nichts über das Feuer wissen, wenn es einen nicht auch brennt. Und man muss es genauestens studieren, dieses Brennen, um es aus der Kultur des Todes in jene des Lebens zu überführen.

Silvia Strahm Bernet

Feministische Theologie für das Dritte Jahrtausend

Dorothee Wilhelm

Ist der Feminismus, ist die feministische Theologie passé? – so lautete unsere Anfrage an Dorothee Wilhelm. Wir wollten von ihr wissen, ob und wo sie die ursprünglichen Feuer, die uns alle einmal mit ihren Funken entzündeten, noch brennen sieht und wie sie die Chancen unserer Anliegen auf Zukunft beurteilt. Sie konnte uns dazu keinen Text schreiben, hat uns aber ihr Referat, das sie anlässlich des 10-jährigen FAMA-Jubiläumfestes gehalten hat, zur Verfügung gestellt.

Damit kommen wir nun nicht allein dem Wunsch vieler Frauen nach einem Abdruck in der FAMA entgegen, sondern wir glauben auch, dass dieser Text, wengleich er nicht einfach unserer Fragestellung folgt, dennoch nicht weit davon entfernt ist.

Dorothee Wilhelms geistreiche Bemerkungen zur «Feministischen Theologie für das Dritte Jahrtausend» sind im Grunde die träumerischen Antworten auf unsere wenig optimistischen Fragen, und das alles feministisch und intergalaktisch. Was wollen wir mehr?

Und was wären wir ohne solche Träume? (Red.)

Der Titel meines folgenden Vortrags heisst: «Feministische Theologie für das 3. Jahrtausend». Ich habe diesen Titel nicht selbst erfunden, und als ich ihn zuerst hörte, musste ich lachen. «Feministische Theologie für das 3. Jahrtausend», nicht nur für die nächsten hundert Jahre, erschien *sogar mir* ein bisschen weit vorgegriffen. Deshalb gehe ich ein wenig ironisch mit der Zukunft der feministischen Theologie um. Das heisst nicht, dass ich die Kämpfe von feministischen Theologinnen und anderen Feministinnen nicht ernst nehme – aber ich finde die Zukunft der feministischen Theologie und Bewegung andererseits zu wichtig, um sie dauernd ernst zu nehmen. Ich versuche jetzt, Bruchstücke einer Zukunftsvision zu entwickeln. Es ist die positive Variante einer Zukunftsprognose, weil es um eine Vision geht, nicht um eine einfache Verlängerung des Bestehenden. Ich betone noch einmal, es ist eine positive Möglichkeit der Zukunft, es erscheint mir durchaus auch möglich, dass wir in hundert Jahren in einem faschistischen

totalitären System leben und von der Frauenbewegung und der feministischen Theologie längst keine Rede mehr ist. Aber ich hoffe etwas ganz anderes, und ich mache im folgenden Versuche mit dem, was ich hoffe. Natürlich entwerfe ich meine Hoffnungen als eine, die im Bestehenden lebt – gern hätte ich den messianischen Standpunkt eingenommen, aber es ist doch relativ schwer, ihn zu treffen.

Deshalb nehme ich einen anderen: Wenn ich schon für das nächste Jahrtausend spreche, kommt es auf ein weiteres Pfund auch nicht mehr an, und deshalb nehme ich im folgenden einen Standort ein, der von meinem eigenen ein klein wenig abweicht.

Wir schreiben das Jahr 2085

Der Weltraum. Unendliche Weiten. Unter all diesen Weiten folge ich meinem intergalaktischen diplomatischen Auftrag und erstatte der feministischen Sternenzentrale Bericht von der Lage der christlich-feministisch-theologischen Frauenbewegung auf dem Planeten Erde, genauer in Westeuropa in diesem Jahr, dem Jahr 2085. Dabei dringe ich in Galaxien vor, die nie ein Mensch zuvor betreten hat.

Nachdem im Jahre 2001 sowohl der Vatikan als auch die tragenden Strukturen der im ÖRK organisierten Kirchen zusammengebrochen sind, ist einiges anders geworden. Zum Beispiel stellt sich für die feministisch-theologische Bewegung die bereits im vergangenen 20. Jahrhundert heftig diskutierte Frage nach Macht ganz anders. Nach meiner ersten Beobachtung teilt die feministisch-theologische Bewegung in Westeuropa, intergalaktisch betrachtet, diesbezüglich mehrere allen feministischen Theologinnen gemeinsame Probleme und Konfliktlinien. Jede, die will und geeignet ist, kann institutionelle Macht in den leeren kirchlichen Strukturen übernehmen. Feministische Theologinnen – die ich im weiteren mit der üblichen Abkürzung «FemiTheas» bezeichnen werde – «FemiTheas» und ihnen nahestehende Kreise mussten in der Folge in allen Kirchen tragende Strukturen übernehmen, weil die ehemaligen Strukturen unter der Last ihres Glaubwürdigkeitsverlustes und ihres Mitgliederschwundes zusammengebrochen sind. In Westeuropa sind daraufhin innerhalb von sieben Jahren 75% aller theologischen Lehrstühle mit Frauen besetzt worden. Die Priesterinnenweihe für Katholikinnen ist bekanntlich bereits drei Jahre nach dem Zusammenbruch kraft der Überzeugung der Gläubigen überall praktiziert worden. In allen Kirchenleitungen wird seither ein Platz für eine männliche Bischöfin fest reserviert, um auch die männliche Minderheit der kirchlichen Basis zu repräsentieren.

Aber eine etwa gleich starke Gruppe von «FemiTheas» weigert sich, die verwaiste Verantwortung zu übernehmen. Sie streben nach neuen Strukturen ausserhalb des Bestehenden und erforschen verschiedenste Möglichkeiten,

die nichts mit Hierarchie, Leitung und Spezialistentum zu tun haben.

Einige Vertreterinnen beider Gruppen bemühen sich um den Dialog. Sie haben Standards für eine Streit- und Konfliktkultur entwickelt, die es ihnen ermöglichen, die Differenz ihrer Positionen zur Kenntnis zu nehmen. Sie lassen sich voneinander in Frage stellen und schützen dabei Furcht und Verletzlichkeit der einzelnen so, dass ihre Bündnisfähigkeit auf einem neuen Niveau erhalten bleibt. Wie wir aus unseren Geschichtsbüchern erfahren können, wurden bereits in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts Diskussionen über Schwesternstreit, Konkurrenz und Konfliktkultur geführt, brachten aber unseres Wissens ausser vielen beschriebenen Seiten im Grunde nichts. Jetzt, da die «FemiTheas» die Macht übernommen haben, haben sie offensichtlich die versäumten Hausaufgaben ihrer Vorschwestern nachgeholt. Im Gegensatz zu ihren Vorschwestern hat jede Arbeit und Kraft in ihre persönliche Stärke gelegt, da die Persönlichkeiten der «FemiTheas» die Grundlage für ehrliche Kritik und ehrliche Äusserung von Angst oder Verletztheit bilden. Deshalb tun sie viel für ihre Freundinnenkultur, die sie nicht als Freizeitbeschäftigung auffassen, sondern als bedeutenden Teil ihrer Praxis. Manche feiern zusammen, und zwar besonders Witrituale. Und es heisst, dass die meisten von ihnen oft zusammen essen und trinken. Aber sie haben auch gelernt, sich gegenseitig in Ruhe zu lassen.

Organisierte feministische Korrektur

An der kirchlichen Macht, die früher irrtümlich «kirchlicher Dienst» hiess, scheiden sich nach wie vor die feministischen Geister, und seit der Machtübernahme der «FemiTheas» verlaufen die Konfliktlinien anders, aber auch ähnlich wie früher. Denn Arbeitszusammenhänge hängen eben nicht zuletzt mit Geld zusammen: Die, die sich der institutionellen kirchlichen Macht verweigert, kann angefragt werden, woher sie ihren Lebensunterhalt bezieht – sind Staat oder Lebensgefährtin bzw. Lebensgefährte wirklich die feministisch einwandfreieren Geldquellen? Wie autonom sind autonome Projekte, wenn wir das internationale Kraftfeld betrachten, in dem wir stehen? Und nicht zuletzt: wie können andere Kreise als die, die schon zur Bewegung gehören, erreicht werden ohne die etablierten Institutionen?

Die, die in den Institutionen arbeiten, werden gefragt: gebt ihr euch Rechenschaft, dass die Institution euch prägt, verändert und eventuell korrumpiert? Eine erste wichtige Antwort der «FemiTheas», um mit diesem institutionellen Risiko umzugehen, ist die organisierte feministische Korrektur. Es handelt sich dabei um eine feministische Begleitgruppe von Freundinnen, die nicht in der Institution arbeiten. Sie unterstützen die Institutionen-Frau bei der Suche nach ihren Spielräumen und

Grenzen. Sie bieten ihr den Massstab, dass sie auch weiterhin im Sinne der Bewegung handelt, und sind Beraterinnen, nicht Zensorinnen. Nicht zuletzt bieten sie der Institutionen-Frau viele starke Schultern zum Ausweinen.

Grenzüberschreitungen

Obwohl die Bewegung in den vergangenen Jahrzehnten mehrere Millionen Mitfrauen und sympathisierende Männer gewinnen konnte, bleibt der Zugang zu Gruppen, die der «FemiTheas»-Bewegung bisher distanziert bis ablehnend gegenüberstehen, auch in Zukunft ein wichtiges Traktandum. Das Stichwort heisst «Grenzüberschreitungen». Als «Grenzüberschreitungen» bieten die fernstehenden Gruppen die Chance eigener Qualitätssicherung, weil unser «FemiThea»-Konsens und unsere Argumentationen dort auf fremdem Terrain erprobt werden können. Der tendenziell dumm machende Effekt eines «Heimspiels» inmitten der eigenen Gefolgschaft bleibt uns dort erspart.

Die Qualitäten der neuen Streitkultur gelten auch hier: Die «FemiTheas» werden in Frage gestellt, verärgert, lernen über ihre persönlichen Grenzen bis zu ihren Tränen... Grenzüberschreitungen sind somit als Orte des Lernens für die Bewegung kaum zu überschätzen.

Last but not least sind Grenzüberschreitungen natürlich geeignet, neuen Kreisen den Zugang zur «FemiThea»-Bewegung zu erschliessen. Die Bewegung ist unbedingt an ihnen interessiert, weil jede Erweiterung ihre Macht

und ihren Horizont erweitert. Ausserdem – und ich bin sicher, dass meine Auftraggeberinnen meine Einschätzung teilen – ist die Begegnung mit der Bewegung intergalaktisch objektiv betrachtet so segensreich, dass keine es verantworten kann, diese Chance anderen Frauen und ihren Mitmenschen vorzuenthalten.

Dialog mit den Männern

Göttin sei Dank haben die «FemiTheas» bereits vor der Jahrtausendwende den Dialog zu profeministischen Männerorganisationen und Männern gesucht. Dieser Dialog wurde durch die Tatsache erleichtert, dass ab Mitte der 90er Jahre sich nach und nach -zigtausende von Männern in Männergruppen gegen Männergewalt zusammenschlossen. Sie beleuchteten in der Theorie patriarchale Strukturen aus Männersicht und brachten sie mit ihrem Mannsein in Verbindung – und vor allem: Sie demonstrierten in der Praxis glaubwürdig ihre Distanz zum herrschenden Männerbild, indem sie Privilegien abgaben und Kinder- und Hausarbeit zu 50% übernahmen. Sie kooperierten mit der Bewegung bei der gesamtgesellschaftlichen Durchsetzung von mehr Teilzeitarbeit, und sie nahmen diese Stellen auch ein. Und schliesslich bemühten sie sich ziemlich erfolgreich um die Entwicklung ihrer körperlich-seelisch-geistigen Persönlichkeit.

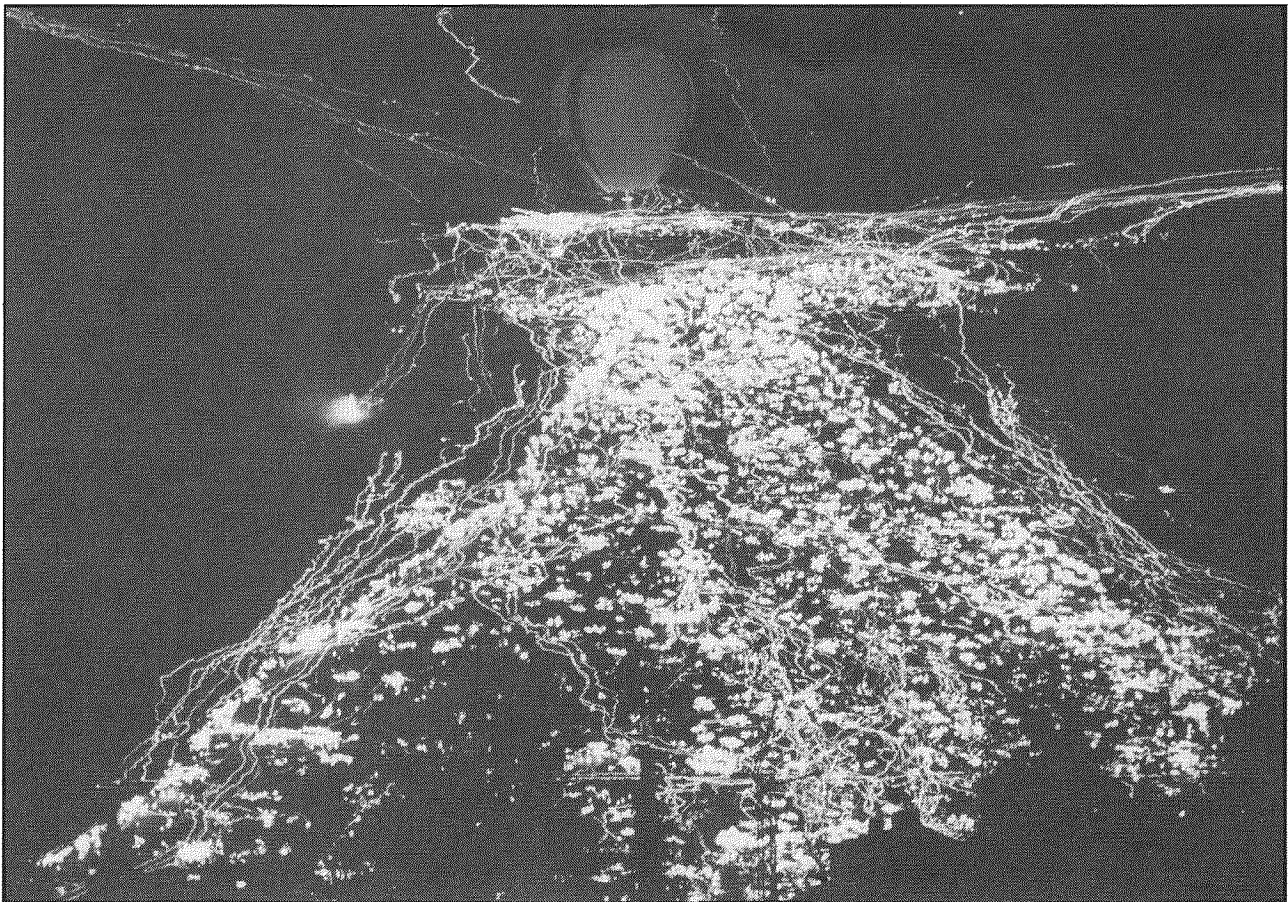
Besonders wertvoll findet die Bewegung dabei die allgemeine Verbreitung der Ansicht, dass der Penis ein besonders verletzlicher Teil des jeweiligen Mannes ist und nicht seine Waffe, nicht

sein triebstarker Freund und auch sonst nichts von ihm Getrenntes. Wahrscheinlich ist diese öffentliche Einsicht *nach* der Veränderung der Machtverhältnisse eine wichtige Ursache für den drastischen Rückgang sexueller Männergewalt seit der Jahrtausendwende. Letztlich wissenschaftlich gesichert ist der Zusammenhang jedoch noch nicht. Unsere profeministischen Bündispartner, auf die wir uns verlassen und deren bereichernde Beiträge wir schätzen, sind als Männer nicht einfach männliche Feministinnen, sondern stehen in Differenz zu uns. Das bleibt eine dauernde Anforderung an die genannte Konfliktkultur.

Seit die feministischen Beziehungen zu Männern ein theoretisches Niveau erreicht haben und öffentlich diskutierbar sind, ist das über 100 Jahre alte Grundprinzip der Bewegung: «Das Private ist politisch» endlich auch für die Gruppe der heterosexuellen «FemiTheas» Wirklichkeit geworden.

Feministische Körper- und Gesellschaftspolitik

«Das Private ist politisch» heisst selbstverständlich auch für unsere Schwestern aus Westeuropa/Erde, dass unsere Körper nicht einfach da sind, sondern politischen und gesellschaftlichen Bildern unterworfen sind. Im Zusammenhang mit unseren männlichen Bündnispartnern und ihrem veränderten Körperbewusstsein, speziell in bezug auf ihren Penis, ist die enge Verbindung zwischen Körperlichkeit und Gesellschaftsveränderung erneut offenkundig geworden. Seltsamerweise ist diese



Lichterkette aus Protest gegen Anschläge auf AusländerInnen, Tübingen 1992

auf der Hand liegende Tatsache den «FemiTheas» noch nicht lange bekannt und konnte ihre Auswirkungen deshalb erst kürzlich entfalten: «Wenn Du siehst, dass ich schwarz oder behindert oder weiblich oder alt bin, weisst Du nichts über mich – Du hast Phantasien und bist mit Stereotypen beschäftigt. Wenn Du etwas über meine Wirklichkeit erfahren willst, musst Du Dir schon die Mühe machen, das Gespräch mit mir zu suchen.» So heissen bekanntlich die intergalaktischen Basissätze der feministischen Körper- und Gesellschaftspolitik. Die Definitionsmacht über die Bedeutung unserer Körperlichkeit liegt bei uns selbst. Jetzt ist diese Einsicht auch unter «FemiTheas» allgemein verbreitet.

Erfreulicherweise sind deshalb zur Zeit zwei umsatzstarke Wirtschaftszweige am Zusammenbrechen: Die Kosmetikindustrie und die Schönheitschirurgie. Die machthabenden «Femis» und ihre Bündnispartner und -partnerinnen werden sicher bei der Konversion dieser Wirtschaftszweige zu nützlicher Produktion ihre breite Erfahrung aus der kürzlich abgeschlossenen Konversion der letzten drei Rüstungsunternehmen gut gebrauchen können.

«Wenn Du mich ansiehst, weisst Du nichts über mich. Wenn Du über meine Wirklichkeit etwas erfahren willst, musst Du schon das Gespräch mit mir suchen. Die Definitionsmacht über die Bedeutung unserer Körperlichkeit liegt bei uns selbst.» Diese Grunderkenntnisse der «FemiTheas» führen sie auf das jüdische Bilderverbot zurück. Das Gebot «Du sollst Dir kein Bildnis machen» schützt alle Menschen und ihre Mitlebewesen vor Verdinglichung. Es schützt sie also davor, dass sich jemand ihrer bemächtigt, vorgibt, den Plan über sie in der Tasche zu haben, und sie in seine Schablone presst. Das Bilderverbot hält dagegen eine Handbreit Raum frei, die Begegnung ermöglicht. Begegnung, die auf Respekt beruht und sich überraschen lässt von dem, als der oder die sich das Gegenüber jeweils erweisen könnte.

Auf der Grundlage dieses voraussetzungslosen Respekts war es eine Selbstverständlichkeit, dass die «FemiTheas» Ende des letzten Jahrhunderts ihren wachsenden Einfluss geltend machten, um die sogenannte Gen- und Reproduktionstechnologie unter gesamtgesellschaftliche Kontrolle zu bringen. Die gentechnischen Experimente sollten scheinbar der Perfektionierung der Menschen und Tiere dienen bzw. der ausschliesslichen Existenz von brauchbaren Individuen – im herrschenden Sinne brauchbar natürlich. Dass diese faschistisch anmutenden Experimente an Menschen und Tieren sofort eingestellt wurden, ist einerseits wohl unmittelbar einsichtig und kann andererseits hier auch leider nicht weiter ausgeführt werden.

Migration als politisches Grundthema des ausgehenden 20. wie des 21. Jahrhunderts verstehen die «FemiTheas» auf dem Hintergrund des Bilderverbo-



Glühender Lavastrom

tes bereits seit den Anfängen nicht als «Flüchtlingsproblem». Gemäss dem biblischen Satz «Verflucht sei, wer das Recht der Fremden beugt» sehen die «FemiTheas» – als Migrantinnen wie als Sesshafte – daher weiterhin ihre Aufgabe darin, ihre besonderen Qualitäten und Möglichkeiten gegen die Fluchtursachen und für die Fremden einzusetzen. Ihre besonderen Qualitäten und Möglichkeiten? Möchten sie wissen, was das heissen soll, da doch «FemiTheas» nur Feministinnen sind wie andere auch? «FemiTheas» haben – so sagen sie – keine anderen Themen als andere Feministinnen, und sie müssen auch nicht jedes Thema taufen. Aber sie haben einen speziellen Blickwinkel auf

die Menschen und Dinge, wie am Beispiel des Bilderverbotes vielleicht klar geworden ist. Diesen Blickwinkel beziehen sie aus ihrer langen und oft gebrochenen Tradition.

100 Jahre FAMA

Aus diesem Blickwinkel, im Blick auf den langen Atem unserer Vorfahrinnen und gestärkt durch das weite Netz unserer Bündnispartnerinnen und Bündnispartner wünsche ich – auch im Namen der feministischen Sternzentrale – unseren westeuropäischen Schwestern von ganzem Herzen Kraft, aber ebenso Glück. Sie werden es brauchen.

Es erfüllt uns mit Zuversicht, dass sie auch weiterhin kraftvoll von der Stimme des bedeutsamen feministischen Mediums «FAMA» unterstützt werden. Dieses Medium wurde vor wenigen Jahren noch berühmter, als es ohnehin durch seine lange und gehaltvolle Geschichte schon ist, weil es ein ausgeklügeltes System für die Redaktorinnen-Auswahl erfinden musste, um mit der Bewerberinnenzahl um dieses begehrte Amt umgehen zu können – sie erinnern sich gewiss. Dieses traditionsreiche Sprachrohr der Bewegung wird heute, am 28. Januar 2085, hundert Jahre alt. Es ist der FAMA in ihrer langen und bewegten Geschichte gelungen, vielen Themen und Visionen Raum zu verschaffen und Trends zu setzen. Und aus unserer Perspektive besteht auch kein Zweifel daran, dass das so weitergehen wird. Herzlichen Glückwunsch – und alles Gute im Dritten Jahrtausend!

Dorothee Wilhelm ist feministische Theologin und Pädagogin, arbeitet auf der Frauenstelle für Friedensarbeit des Christlichen Friedensdienstes, Zürich.

Vom brennenden Dornbusch*

Silvia Strahm Bernet

6 Erinnerungen an eine Geschichte, eine Geschichte, die mir geblieben ist aus Kindertagen. Ein Dornbusch, der brennt und doch nicht verbrennt (Exodus 3-4). Mose, der seine Schuhe ausziehen muss, denn der Boden, worauf er steht, ist heilig. Gott, der zu ihm spricht und ihm den Auftrag erteilt, sein Volk aus Ägypten herauszuführen. Und seine Antwort: «Schick doch einen andern!» Die Erinnerung hat aufgezeichnet, was dem Kind wichtig war: Feuer, die Stimme Gottes, nackte Füße auf heiliger Erde, ein Auftrag, Furcht und Verweigerung. Erinnerungen aber auch an eine andere Geschichte, eine Geschichte aus Manès Sperbers Roman «Wie eine Träne im Ozean»: Menschen, des Wartens auf Gerechtigkeit und Wahrheit müde, machen sich auf, den Dornbusch zu suchen und in seinem Lichte zu leben. Aber der Dornbusch verbrennt und mit ihm die Hoffnung auf einen neuen Menschen in einer neuen Welt. Der Dornbusch ist verbrannt, sagen die Hoffnungsvollen, weil es bei uns wieder Herren und Sklav/innen gibt, weil es Lüge gibt und Niedertracht und Gier nach Macht. «Aber es gibt einen anderen Dornbusch, wir müssen ihn bloss suchen, und finden wir ihn nicht, so werden wir ihn pflanzen. Gesegnet seien, die so sprechen. Dass doch die steinigen Wege ihren Füßen nicht zu hart werden und ihr Mut nicht geringer als unser Jammer.»

«Und finden wir ihn nicht, so werden wir ihn pflanzen»

So erzählt das ernüchterte 20. Jahrhundert die Geschichte neu. Ohne Gott und ohne Erbarmen, ohne Wunder und ohne Verheissung, aber voll der nicht totzukriegenden Hoffnung, dass dem Scheitern von Veränderungsträumen immer wieder neue Anfänge erwachsen. Es gibt einen Dornbusch, muss ihn geben, und «finden wir ihn nicht, so werden wir ihn pflanzen».

Brennender Dornbusch, Gerechtigkeit, Wahrheit, Steine, Wüste, Feuer, Unterdrückung, Mitleid... die Wirklichkeiten und die Möglichkeiten, aus denen sich die grossen Ideen speisen: die unaufgebbare Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, auf

eine Welt, in der das «gute Leben» für alle denkbar bleibt und nicht aufhört, sich ins Handeln zu übersetzen. Tag für Tag, auf steinigem Grund, ohne nennenswerten Erfolg, aber unermüdlich, gegen das Scheitern, das immerwährende, weil es sein muss und es niemand anders für uns tut.

Vielleicht gibt es Gott...

«Es gibt keine Ideale mehr, wir managen einfach Interessen» (Bettino Craxi), und so steht es ihr auch ins Gesicht geschrieben, dieser unserer Welt: Fleischtöpfe und Hunger, Reichtum und die Peitsche im Genick, Luxus und Krieg, Privilegien und Folter.

Es wird eng in der Welt, von Tag zu Tag mehr. Es wird gestossen, gezerrt, überannt, vertrieben. Es wird gerafft, vergraben, gespeichert, gesichert. Ganze Länder werden zu «Weltsozialfällen» ohne Netz, das den Sturz lindert. Wir

lichen Stimmen, vermute ich. Eher krank als inspiriert gilt, wer solche hört. Religiöses Bekennen ist so tabuverletzend geworden wie ehemals das Öffentlichmachen sexuellen Verhaltens. Es ist nicht schicklich, auf Göttlichem mit Bestimmtheit und Vertrauen zu bestehen. Wer von Wundern spricht, hat sichtlich etwas noch nicht ausreichend verstanden. In Bezug auf Gott leben wir im Zeitalter des «Vielleicht» und des «Irgendwie». Irgendwie muss es etwas Höheres geben. Vielleicht gibt es ja so etwas wie Gott, aber ich kann es mir irgendwie nicht vorstellen. Ein «Irgendwie» und «Vielleicht» sieht nun aber nicht das Elend seines oder ihres Volkes, empfindet weder Mitleid noch Erbarmen, erteilt keine Aufträge, straft nicht das Unrecht und verheisst keine neue Welt.

Das Kind mit seiner Liebe zur Dornbuschgeschichte beneidet jene, zumin-



Moses unter dem brennenden Dornbusch (Ex 3-4)

brächten es ohne Schwierigkeiten fertig, einen Atlas des Schreckens zu zeichnen, die Geographie von Hunger und Terror und Armut und Tod; nur mit dem Land, wo Milch und Honig fliesst und der Löwe neben dem Lamm zu liegen vermag, ohne sich das Maul zu lecken, tun wir uns schwer. Auch mit gött-

dest für uns, vergangene Welt, da Gott den Menschen unbezweifelbar Gewissheit war, die Welt erklärbar machte, das Handeln darin an humanisierendes Verhalten band und mit der Verheissung auf zukünftiges Gelingen über das immer auch erfahrbare Scheitern hinaus verknüpfte. Die erwachsene Frau, auf-

geklärt bis auf die Knochen, hätte Mühe mit einem Mose, der brennende Dornbüsche sieht und göttliche Stimmen hört. Aber das Feuer ist mir verständlich geblieben, die grossen Wünsche und Ideen, die heilige Erde, und jener Mann, der sagte: «Schick doch einen andern!», denn ich kann doch nicht, konnte noch nie, gestern nicht und vorgestern nicht.

Was geblieben ist

Der Wunsch nach einem Feuer, das brennt und doch nicht verbrennt. Nach etwas, das mehr ist als Engagement und Arbeit, mehr als das, was zu tun notwendig und wichtig ist. Die Vitalität, das unbedingte Müssen darin, dessen Hitze spürbar wird. Feuer, göttlich in dem Masse, als es immer wieder entfachbar ist und nicht erlischt.

Es ohne Scheu ein Wunder nennen können, wie das Wasser aus dem Fels und das Manna vom Himmel. Es aber auch ohne zu zögern einen Schrecken nennen können, wo es nicht zum Leben, sondern zum Tode brennt, wo es Hexenfeuer ist und Ketzer/innenfeuer: Glaubensfeuer, Feuer für alles, das im Wege steht und die eignen Pfade stört. Der entsetzliche Feuer-Eifer der Wahrheit und der Gewissheit, der alles erlaubt und von göttlichem Segen überstrahlen lässt.

Bei alledem aber auch jene andern Opfer nicht vergessen, jene Opfer, die die Befreiung der einen die andern kostet: Die Plagen der Ägypter, die Eroberung Kanaans. Das Klagen nicht verlernen über den ungerechten Tod. Der brennende Dornbusch – ein Symbol für den «Ich bin, der ich bin da»: seine Gegenwart, seine Nähe: das Wunder brennender Geduld für unsereins, die wir, Mose verwandt, lieber die andern tun sähen, was zu tun von uns verlangt ist. Schick doch einen andern, lass das doch eine andere tun. Denn ich bin ja nicht, ich kann ja nicht, ich bin ja nur – die nie endende Litanei der Ausreden. Doch: niemand kommt von Gott ohne Auftrag zurück. So ist es dem Mose abgerungen worden, gegen Widerstand und Lustlosigkeit. Aber wie Mose mag manch eine(r) erfahren haben: «Du wirst stark, indem du Dinge tust, für die du stark sein musst». Ein anderes, ein altes Wort dafür ist: Gnade.

Silvia Strahm Bernet ist freischaffende Theologin und Mitredaktorin von FA-MA.

** Dieser Text wurde bereits in verschiedenen Pfarreiblättern publiziert. Vgl. auch Buchbesprechung S. 16.*

In der Welt wurzeln

Monika Hungerbühler

Ganz vorne rechts brannte es. Ein kleines, rotes, unscheinbares Lichtlein, das den Chorraum der Kirche kaum zu erhellen vermochte. «Ewiges Licht» wurde es genannt, Symbol für die immerwährende Präsenz Gottes und die unauslöschliche Liebe Gottes zu uns Menschen.

Ewiges Licht, Glut, Begeisterung, Zugewandtheit und tiefe Liebe zum Leben, gar heiliges Feuer – gibt es so etwas in meinem Leben? Natürlich schlägt mein Herz, ist mein Lebensfunke lebendig, bin ich die Kontinuität meines Gestern zu meinem Morgen. Aber gibt es einen Begeisterungsfunken, der immer wieder – in anderer Form – Feuer schlägt? Manchmal zweifle ich, ob in mir tatsächlich etwas glüht. Oft scheint nicht das geringste Räumlein aus dem Aschenhaufen meiner gelebten Tage zu steigen. Viel stärker sind Resignation und Hader.

Doch immer wieder realisiere ich, dass ich trotz riesigem «Katastrophenwissen» und angesichts meines eigenen «Humpelns» gern lebe. Das Gefühl der Dankbarkeit, das mich dann erfüllt, hat für mich immer etwas mit dem Begriff «Gott» zu tun, mit Lebenskraft und Lebensmacht.

Ästhetik

Heiliges Feuer bzw. starke religiöse Gefühle haben mich – soweit ich mich erinnere – zum ersten Mal als Jugendliche ergriffen. Musik wars. Genauer: Orgelmusik, die mich in einen Rausch versetzte, mir durch Mark und Bein ging und mir damals eine deutliche Vorstellung dessen zu vermitteln vermochte, was mit dem Begriff Gott gemeint sein könnte: Unmittelbare Gegenwart, Sehnsucht, Rausch, Genuss, wohliges Schaudern, Vibration, Gewalt (ja!), Versinken in einem Meer von Tönen und am Schluss der unbeschreibliche, in den Raum verebbende Nachklang des letzten Akkordes...

Ja, und dann der Kirchenraum, der mich lockt, immer wieder. Keine noch so langweilig ablaufende Liturgie, keine noch so schwache Predigt konnten mich früher offenbar davon abhalten, die ganz spezielle Atmosphäre des Kirchenraums einzusaugen und mein Wohlgefühl darin auszubreiten. Ich

werde immer wieder begeistert und fühle mich irgendwie daheim und willkommen auf diesen harten Bänken in diesen hohen Räumen nahe bei Gott, dieser unsichtbaren Kraft. Allein oder mit anderen Leuten: ich sehe grässliche und schöne und beeindruckende Bilder bzw. Skulpturen vom gekreuzigten Jesus, von Gott und Maria, schillernde Mosaike, dunkle Nischen, Statuen und Statuetten von heiligen Männern und Frauen, polierte Marmorböden, wuchtige Altäre – zuweilen schön verziert – , dutzenderlei Symbole, flackernde rote Lichtlein, modriger, kalter Geruch oder ein Stich Weihrauch und durch Sonnenstrahlen verzauberte Fenster. Ich beobachte eine alte Frau vorne beim Marienaltar, einen Siegristen, der vorne bei den Kerzen hantiert oder putzt, einen Geschäftsmann mit Aktentasche, der für eine Verschnaufpause, eine Konzentrationssekunde, einen Moment der Stille hinkniet (nicht in der Schweiz, sondern in Rom gesehen)... ich spüre viel Geheimnis in diesen Kirchenräumen, lasse mir Bildgeschichten erzählen und habe viel Raum für meine eigenen Gedanken...

Liebeskummer

Neben mir im Kirchenbank sass oder kniete er. Zwei, drei Jugendliche weiter. Er hat mir gefallen, vor allem seine sehr dunklen, schön geformten Augen, sein magerer Körper und seine zynischen Witze, die ich aufzuschnappen bemüht war. In meine gefalteten Hände habe ich geheult, dass er mich beachten, betrachten möge. Gott geklagt hab ich's, wenn er mit anderen, nur nicht mit mir, geredet hat. Sehndes Bangen, ob er am nächsten Samstagabend wieder in den Jugendgottesdienst kommen würde oder nicht... und feuriger Schreck, wenn er dann da war. Herzklopfen und Stossgebete zu Gott, der doch Liebe ist. Mit wem sollte ich sonst reden, als mit Gott? Wem die Wirren meiner Gefühle, wem die Verunsicherung aufkeimender Liebeslust zumuten, wenn nicht Gott? Wer sollte mich verstehen, gerade in dieser Situation, und mit wem meine Einsamkeit teilen, wenn nicht mit Gott?

Zweifel

Fragen über Fragen. Mein erwachendes Bewusstsein wurde von ihnen überflutet: Warum gibt es so wenig Gerechtigkeit? Warum ist die Macht so ungleich verteilt? Warum sind die Menschen böse zueinander? Warum müssen wir sterben, warum leben? Warum martern wir die Erde, beuten sie aus, zerstören sie Stück für Stück? Gibt es überhaupt einen Gott??? «Warum ist überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?» (Schelling)

Wie im Grimmschen Märchen vom «süssen Brei», wo die Mutter eines frommen Mädchens das Wundertöpfchen zwar in Betrieb setzen, aber nicht mehr abstellen kann, und der Brei über den Herd, in die Stube, auf die Strasse und in die ganze Stadt quillt, so erdrückte mich ein überall hinströmender

Frage- und Zweifelbrei. In dieser Situation habe ich als Jugendliche viel gebetet und der Instanz «Gott» diese Fragen vorgetragen. Ich habe überhaupt eine intensive, persönliche Beziehung zu einem Du-Gott gepflegt, denn ich lebte auf dem «einsamen Standpunkt einer Einzelgängerin, einer Aussenseiterin» (Alice Walker) und versuchte mich beharrlich durch den Fragebrei hindurchzuessen, denn – so heisst es im Märchen: «und wer wieder in die Stadt wollte, musste sich durchessen.» Natürlich gab es da viele Tränen und Klagen. Ich lag mit dem Gesicht zur Erde, den Blick ins Dunkle gerichtet. Diese Situation hat mich suchen lassen. Halt. Gerechtigkeit. Heilsein. Sinn. Gutes Leben. Mitgefühl. Gott.

Und Solidarität. Ich fand sie in der Figur dieses Jesus von Nazareth. Er war da und doch nicht da und doch überall. Damals sagten mir Bilder vom Auferstandenen, Herr, König der Welt, Sieger (noch) nichts. Damals war ich mit Jesus einsam und verlassen im Ölgarten «und er legte seine Stirn in das Staubsein seiner heissen Hände» (Rilke) und betete verzweifelt. Damals hing ich mit ihm am Kreuz («mein Gott, warum hast du mich verlassen!»), halb verdurstet und verzweifelt. Damals wurde ich mit Jesus verraten, verspottet, blieb unverstanden, wurde ausgegrenzt. Damals bin ich mit ihm herumgezogen, hatte kein Haus und Daheim.

Diese Identifikation – dass Jesus ein Mann und ich eine Jugendliche war, spielte für mich keine Rolle – öffnete mir den Zugang zur Religion als Interpretations-Raster für meine Erfahrungen.

Geschichten

Ich habe damals in der Kirche, daheim und in der Schule viele Geschichten gehört und diese zum Teil wiedergelesen. Diese in Buchstaben gekleideten Hoffnungen, Visionen und Verheissungen wurden mein Wichtigstes, und ich habe sie nicht mehr vergessen können. Sie haben sich bei mir eingenistet und sondern bis auf den heutigen Tag Tröpfchen für Tröpfchen ein Lebenselixier ab, das mich immer aufs Neue fragen und hoffen lässt.

«Ich werde dich nicht verlassen», antwortete Ruth. «Ich werde bei dir bleiben; wo du hingehst, da will auch ich hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da will ich auch begraben werden.» (Buch Ruth)

«Fürchte dich nicht, denn ich habe dich ausgelöst, ich habe dich beim Namen gerufen, du bist mein.» (Jesaja)

«Höre o Gott mein lautes Klagen, schütze mein Leben vor dem Schrecken des Feindes! Verbirg mich vor der Schar der Bösen, vor dem Toben derer, die Unrecht tun...» (Psalmen)

«Doch der Engel des Herrn kam zum zweiten Mal, rührte ihn an und sprach: Steh auf und iss! Sonst ist der Weg zu weit für dich.» (1 Könige)

Und die Geschichte von Eva, der Mut-

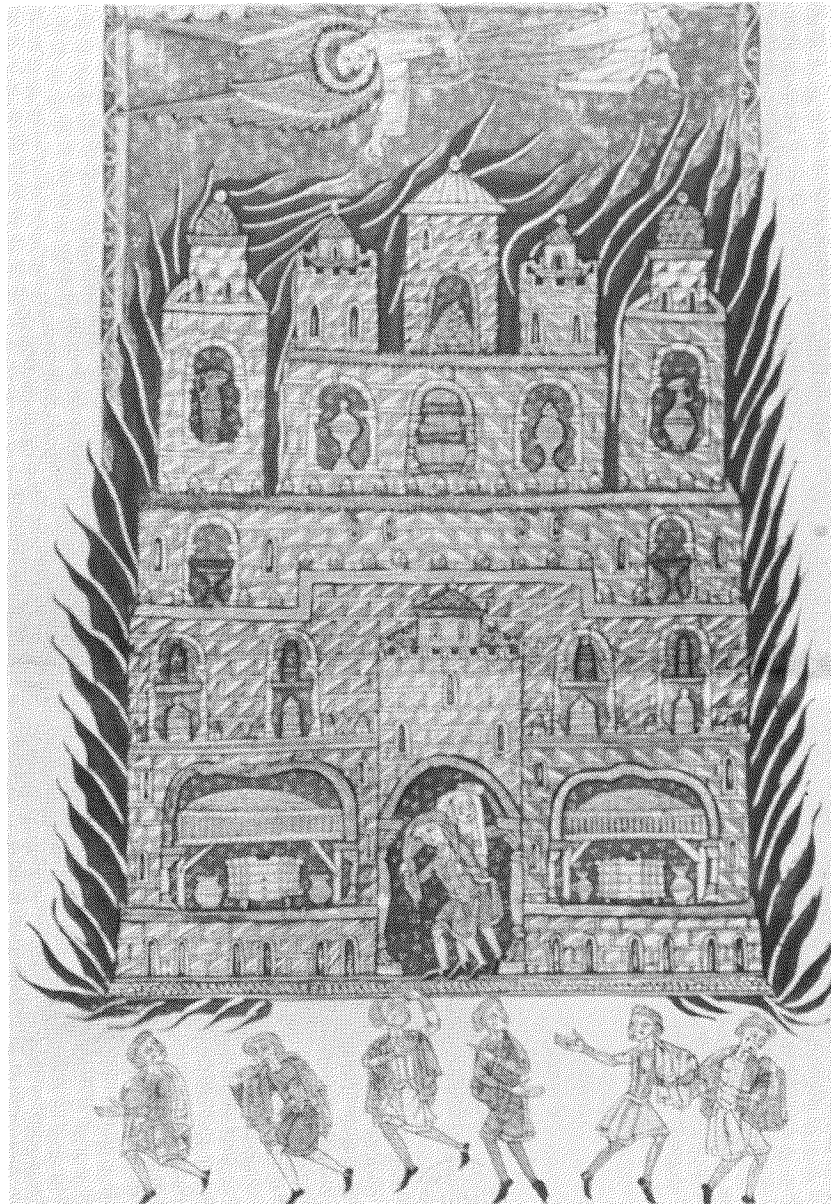
ter aller Lebendigen, von Maria, der Prophetin für die Armen, von der Samaritanerin am Brunnen, die mit Jesus diskutiert, von der hartnäckigen Ausländerin, voll Kraft und Sorge für ihr Kind, von der armen Witwe, die an die noch Ärmeren denkt, von der Frau, die spürt, was Reich Gottes erleben heisst, als sie etwas Verlorenes wiederfindet usw.

Und fast noch stärker als die Geschichten, die sich bei mir eingenistet haben, gruben sich Eindrücke von gottbegei-

des Flügelschlags der Taube, die Heilige Geistin ist.

Erinnerung

Interesse an der Welt oder die Zuewandtheit zur Welt heisst: nicht vergessen, das Leiden der Menschen nicht vergessen. Christliche Religion ist für mich vor allem Vergegenwärtigung dessen, was war, als eine Art Anzapfen von Kraft für das, was heute und morgen kommt. «Leiden berechtigt werden zu lassen ist Bedingung aller Wahrheit», sagt



Gottes glühender Zorn gegen das sündige Babylon (Jes 13,1-22)

sterten Menschen in mir ein: Begeisterte, politisch aktive, kritische, visionäre, beharrliche, kreative, innovative, erotische, schöne Menschen – viel mehr Frauen als Männer – im Zusammenhang der Jesusbewegung bzw. des Gottsuchens. Diese Menschen haben mich immer wieder herausgefordert, verunsichert und begeistert. Sie haben mich das Fragen und Feiern neu gelehrt, den Blick auf die Strukturen neu geschärft, die Lust am Leben genährt – es ist wie ein Wunder! Wenn ich mit diesen Menschen in Kontakt bin, kommt es vor, dass mich ein Hauch streift, der Hauch

Th.W. Adorno.

In der hebräischen Bibel ist neben Visionen von Gerechtigkeit die Erinnerung an menschliches Leid aufbewahrt. Klagen und Schreie über Ungerechtigkeit sind an die Adresse Gottes gerichtet (Psalmen), stumme, namenlose, leidvolle Geschehnisse werden ebendiesem Gott anheimgestellt. Auch die christliche Bibel ist Erinnerung an die Kraft einer heilenden Bewegung, die aus einer tiefen Gottverbundenheit genährt wird. Wir erinnern uns wöchentlich, dass Jesus zwar ermordet wurde, dass aber seine überzeugende, leben-

liebende Heilkraft in anderen Menschen weiterlebt; wir erinnern uns, dass seine Sache weitergeht und nur durch uns lebt oder gar nicht.

«Leiden beredt werden lassen» – immer wieder, damit es die Widerstandskraft anstachelt: «Ich will, dass sie das Leben haben, dass sie es in Fülle haben!» Leiderinnerung soll gefährliche Erinnerung sein und ein Arbeiten daran, dass sich geschichtliches Grauen nicht wiederholen kann. «Ich kann das Kreuz von Golgotha nicht isoliert sehen», schreibt Schalom Ben-Chorin. «Vielmehr steht es für mich inmitten des furchtbaren Rauches, der aus den Krematorien von Auschwitz und Majdanek gen Himmel steigt, wo unschuldige jüdische Kinder vergast und verbrannt wurden. Auch sie sind Knechte Gottes, die ein stellvertretendes Leiden tragen mussten, das uns beistehen möchte in der Stunde des Gerichts.» Frauen auf der ganzen Welt müssen unerträgliches Leid aushalten, um ihrer Kinder, ihrer Familien willen. Sie werden verspottet, gefoltert, gequält und getötet. Ihr unermessliches Leid schreit zu Gott und ist Stachel der Veränderung.

Visionen

Mit einer «Stimme verschwebenden Schweigens» (so übersetzt Martin Buber 1 Kön 19,12b) redet Gott. Redet und schweigt doch. Schweigt und redet doch. Ich versuche hinzuhören, und die Worte verdunsten sofort. Ich weiss nur, da muss eins gewesen sein. Martin Bubers Grossmutter sagte: «Engel erkennt man erst, wenn sie vorüber gegangen sind.» Ich horche auf den leisen Flügelschlag der aufsteigenden Taube (Hilde Domin: Unsere Kissen sind nass/von den Tränen/aufsteigener Träume/Und wieder/steigt aus unseren hilflosen Händen/die Taube auf). Beten als Versuch des Hinhörens, nicht des Redens.

Ich höre die Geschichten vom Reich Gottes und ohne Spuren, erlebe Momente des Gelingens, orte sich einnistende Widerstandsformen, bewundere die Frauen überall auf der Welt, die nicht aufgeben, die Tag und Nacht arbeiten und nicht zu hoffen aufhören, die in unmenschlichen Situationen ausharren und nicht aufhören zu hoffen, und ich zehre von der Lebenskraft mich umgebender Menschen. Lebender und toter.

Gute Traditionen

Ich erlebe im Rest katholischer Tradition, die ich nicht aufgeben will, manch Gutes, für mich sehr Wichtiges: zB an Ostern, dem zentralen christlichen Fest: neu keimende Hoffnung und hervorbrechendes Leben – ein Frühlingsfest, wo Gottes Lebensstrom – nach der Fastenzeit – hervorquillt, sich üppig und prachtvoll herzeigt als beladene Liturgie mit Feuer, Reinigung, Erinnerung an den Gang durchs rote Meer, Erinnerung an die Schöpfungsgeschichte, Erinnerung an die Befreiung aus Ägypten, Erinnerungen an unsere Hoffnungen, Visionen vom guten und



Flammen göttlichen Geistes (Apg 2)

gerechten Leben, Musik, Kerzen, Litanen, Orgelspiel, Farben, Wasser, Taufe, Taufgelübde-Erneuerung (Widersagt ihr dem Satan? Ja, ich widersage dem Sexismus, Rassismus, Patriarchat.)

Und das Fest der Inkarnation, des Jasagens zum Körper, zur Welt, zum kleinen Genuss, zum Kinderhaben, zum guten Essen, zum Feiern, zur Lust am und im Leben: Weihnachten. Abseits des Zentrums an der Peripherie, wo die Not der Menschen gross ist, wo sie getrieben und ohne Obdach sind, findet das Wunder statt. Oder am Karfreitag. Leere. Dunkelheit. Tod. Hinsehen auf alles Leid der Welt: Beziehungsleid, Schöpfungsleid, Kriegsleid, Frauenleid. Öffentlichmachen von ungunstigen Strukturen und persönlichem Leid. Prozessionen am Karfreitag: vom Sexshop zum Arbeitsamt, von der Fixerszene zum Warenhaus, vom Gefängnis zum Spital. Orte des Leids, das erinnert und verändert werden will.

Enttrivialisierung

Das Leben in seiner konkreten Gestalt als Lust oder Schmerz, als Leid oder Freude, als Schwere oder Leichtigkeit zu leben ist unglaublich wichtig. Religion hat für mich in dieser Hinsicht die Aufgabe des Wichtigmachens des Alltags und des Kämpfens gegen jede Plafonierung, gegen «eine Maschine, die immer flacher macht, weniger Wünsche, weniger Ängste auch, also von oben und von unten wird alles einge-

schrumpft. Du darfst weder bestimmten Ängsten nachgeben, noch bestimmten Wünschen, sondern du sollst dich in einem Pragmatismus einrichten.» (Dorothee Sölle)

Feuer packt mich immer dann wieder, wenn jemand quer zum Pragmatismus Fragen stellt oder anders handelt, als «man/frau» handelt, sich eben nicht flach machen lässt und «nicht akzeptiert, dass es so ist, wie es ist.» Heiss wird es mir noch immer rund um die Vision, die die Jesusbewegung hatte – dieses Reden und Tun (von) einer gerechteren, solidarischeren, friedvolleren Welt. All die Auferstehungs- und Heilwunder-Geschichten sind mir Lebensfunken inmitten von Ungerechtigkeit und Leidenssituation, und sie flüstern den nicht unterzukriegenden Satz: das Leben ist stärker ...

Monika Hungerbühler ist katholische Theologin, tätig als Vortragende und Schreibende, als Redaktorin und Administratorin von FAMA, als Radiopredigerin und als Mutter zweier Kinder.

«Lasset die Kinder zu mir kommen!», rief die schwarze Predigerin Baby Suggs, die, da das Sklavenleben ihr Beine, Rücken, Kopf, Augen, Hände, Nieren, Schoss und Zunge kaputtgemacht hatte, beschloss, dass ihr nun nichts mehr geblieben war, mit dem sie ihren Lebensunterhalt verdienen konnte, ausser ihrem Herzen, «lasset die Kinder zu mir kommen!» rief sie. «Lasset eure Mütter hören, wie ihr lacht», sagte sie zu ihnen, und es erschallte im Wald... «Lasset die erwachsenen Männer zu mir kommen», rief sie dann. Sie traten einer nach dem anderen unter den Bäumen hervor, in denen es widerhallte. «Lasset eure Frauen und Kinder sehen, wie ihr tanzt», sagte sie zu ihnen, und das Erdgetier erzitterte unter ihren Füssen. Schliesslich rief sie die Frauen zu sich. «Weint», sagte sie zu ihnen. «Um die Lebendigen und die Toten. Weint nur.» Und ohne die Augen zu bedecken liessen die Frauen ihren Tränen freien Lauf. So fing es an: lachende Kinder, tanzende Männer, weinende Frauen, und dann vermischte es sich. Frauen hörten auf zu weinen und tanzten; Männer setzten sich hin und weinten; Kinder tanzten, Frauen lachten, Kinder weinten.

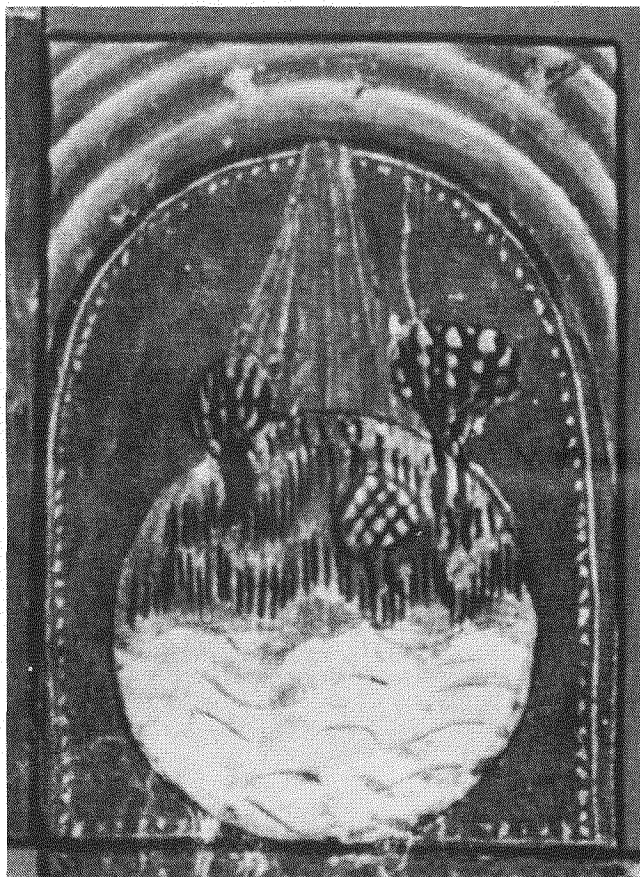
Toni Morrison

10 «Ich komme aus Korea, dem Land, der von HAN erfüllten Geister.

HAN ist Zorn.
HAN ist Groll.
HAN ist Bitterkeit.
HAN ist Kummer...

In meiner Tradition werden Menschen, die Mord oder Ungerechtigkeit zum Opfer gefallen sind, in umherirrende Geister verwandelt, in von HAN getriebene Geister. Sie sind überall und suchen nach einer Gelegenheit, das Unrecht gutzumachen. Darum ist es die Aufgabe der Lebenden, auf die von HAN beherrschten Geister zu hören und am Wirken der Geister zur Wiedergutmachung des Unrechts teilzuhaben.»

Am 8. Februar 1991, an der Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Canberra, verbrannte die junge, koreanische Theologieprofessorin Chung Hyun Kyung auf offener Szene, freistehend, eine HAN-Rolle Stück um Stück, eine Rolle voller Namen von ermordeten Menschen und Beispielen geschändeter Schöpfung... All die mit Leiden und Unterdrückung beladenen Namen gingen in einer lebendigen Feuerspirale auf.



Töricht

In diesem Fall fällt es mir leicht mich zu identifizieren mit den törichten Jungfrauen nämlich:

Wir haben unser Öl verschwendet indem wir es immer wieder auf die Wogen gegossen haben um sie zu glätten anstatt es ins Feuer zu giessen damit es brenne!

Christel Voss-Goldstein

Hoffnung als lebendiger Zustand, der uns, mit geweiteten Augen und furchtsam in all die Kämpfe unseres Lebens treibt. Und einige dieser Kämpfe gewinnen wir nicht. Aber manche.

Audre Lorde

Was schmerzt mich eigentlich. Dass ich mich gewöhnt habe, wie alle, niemals genau das zu tun, was ich tun will. Niemals genau das zu sagen, was ich sagen will. So dass ich wahrscheinlich, ohne es zu bemerken, auch nicht mehr denke, was ich denken will. Oder denken sollte. Vielleicht ist es das, was man Kapitulation nennt, und ganz so dramatisch, wie ich es mir früher vorgestellt habe, ist es nicht mal. Früher, als Kapitulation für mich nicht in Frage kam. Als ich ein anderer Mensch war, einer, den alle, mit denen ich jetzt lebe, nicht mehr kennen, ausser Jan. Einer, den ich selbst fast vergessen habe. Einer, auf den die Trompete passte. Unbedingt und absolut. Ja. Und nun fang bloss nicht an, deine eigene Veränderung auf die Umstände zu schieben. Und dich auf Ausflüchte einzulassen. Das fehlte noch. Dann wärest du geliefert. Ellen wusste schon, dass solche Schärfeübungen ihr nicht immer gelangen und dass sie dabei war, sich auch daran zu gewöhnen. Die Trompete brach ab. Sie schlief ein.

Christa Wolf

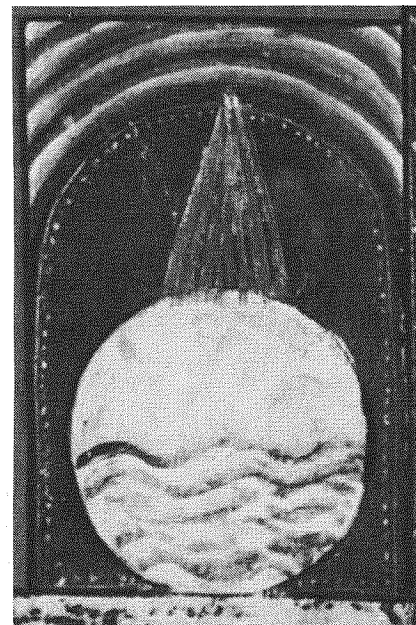
**Ein gedicht von der eiszeit
von dem einundfünfzigsten psalm
von der kleinen seejungfrau und von dir**
Schaffe in mir gott ein anderes herz
wärmer als die eiszeit
gib mir die kraft zu schwimmen
eingetaucht im pool
getragen denk ich mir könnt ich mehr tragen
ich möchte dass meine klarheit wächst
aber es wächst nur täglich
meine angst um dich
verbündet mit meiner angst
vor dir
Unter der eiszeit stell ich mir vor
das langsame vorrücken der gletscher
die eisfelder übernahmen das kommando
das heisst sie gingen nicht weg im frühjahr
es war zuwenig was wegschmolz
Kurz blieb der sommer
Hat sich das land nicht gewehrt
ich meine die erde die alten wurzeln in ihr
die bäume die saft hochsaugen
die wiesel und marder in höhlen
und was war mit dem gras das immer wieder kommt
es hat doch nein gesagt als die eiszeit kam
ist nicht nach süden emigriert mit den tieren
es ist doch
den widerstand lehrend
geblieben
Lang ging der Winter

Dorothee Sölle

Mein Vogel

Was auch geschieht: die verheerte Welt
sinkt in die Dämmerung zurück,
einen Schlaftrunk halten ihr die Wälder bereit,
und vom Turm, den der Wächter verliess,
blicken ruhig und stet die Augen der Eule herab.
Was auch geschieht: du weisst deine Zeit,
mein Vogel, nimmst deinen Schleier
und fliegst durch den Nebel zu mir.
Wir äugen im Dunstkreis, den das Gelichter bewohnt.
Du folgst meinem Wink, stösst hinaus
und wirbelst Gefieder und Fell –
Mein eisgrauer Schultergenoss, meine Waffe,
mit jener Feder besteckt, meiner einzigen Waffe!
Mein einziger Schmuck: Schleier und Feder von dir.
Wenn auch im Nadelanz unterm Baum
die Haut mir brennt
und der hüfthohe Strauch
mich mit würzigen Blättern versucht,
wenn meine Locke züngelt,
sich wiegt und nach Feuchte verzehrt,
stürzt mir der Sterne Schutt
doch genau auf das Haar.
Wenn ich vom Rauch behelmt
wieder weiss, was geschieht,
mein Vogel, mein Beistand des Nachts,
wenn ich befeuert bin in der Nacht
knistert's im dunklen Bestand,
und ich schlage den Funken aus mir.
Wenn ich befeuert bleib wie ich bin
und vom Feuer geliebt,
bis das Harz aus den Stämmen tritt,
auf die Wunden träufelt und warm
die Erde verspinnt,
(und wenn du mein Herz auch ausraubst des Nachts,
mein Vogel auf Glauben und mein Vogel auf Treu!)
rückt jene Warte ins Licht,
die du, besänftigt,
in herrlicher Ruhe erfliegst –
was auch geschieht.

Ingeborg Bachmann



In sehr vielen Menschen...

brennt einfach gar nichts,
ein trübes Lichtlein flackert vor sich
hin. Mit einem sich verzehrenden Feu-
er entzündet sein heisst, hinausgehen,
um dieses Feuer in vielen Herzen zu
entzünden: Liebe, Gerechtigkeit, Lei-
denschaft für das Leben, für die Men-
schen, für die Erde... Ohne irgend-
welchen Eifer entlässt Gott nieman-
den aus einer Begegnung: Gott ist da-
her das Woher des mutigen, menschen-
dienenden Handelns.
Es brennen viele Dornbüsche an unse-
ren Wegen, viele Menschen aber sagen
wie Mose anfänglich: «Geh doch, wer
will. Schicke doch, wen du willst, nicht
mich.» Gott aber ist bei denen, mit
denen, in denen, die sich schicken las-
sen.

Bärbel von Wartenberg-Potter

Wenigstens Blumen, wenigstens Lieder

Von uns bleibt mehr
als Worte oder Gesten:
der glühende Wunsch nach Freiheit,
ansteckende Sucht.

Gioconda Belli

Dies alles, sagte Jan, sei ein überflüssi-
ges Lamento. Alles habe seine Zeit: an
etwas glauben und sich dafür einset-
zen; die Grenzen der eigenen Illusion
zu spüren bekommen; sich besinnen,
sich neu orientieren und anderes ver-
suchen.
Anderes, sagte Ellen. Was denn. Blu-
men züchten. Jan sagte aufgebracht:
Aber was willst du machen.
Eben, sagte Ellen.

Christa Wolf

Lebens-Feuer

Biografische Notizen

12 Spirituelles Feuer – Kraft für echte Begegnung

Ich bin jetzt 35jährig und begleite seit über drei Jahren als AidspfarrerIn Menschen, welche von HIV und Aids betroffen sind, und deren Angehörige. Es ist eine Arbeit, die mich stark herausfordert und mich intensives Leben erfahren lässt. Ich verstehe mich als WegbegleiterIn auf einem Pfad, auf dem gelacht, geweint, getragen, gerungen, ja einfach echt gelebt werden darf. Ich bin viel mit Abschied konfrontiert, begleite Menschen in den Tod, beerdige sie auch und stehe den Angehörigen in dieser Zeit und im Trauerprozess bei. Auf den Wegabschnitten mit diesen Menschen habe ich zu meinem Erstaunen erfahren, dass meine innere Kraft, das Feuer, eigentlich tiefer geworden ist und gewachsen ist. Ich will es *spirituelles Feuer* nennen. Das Wort *spirituell* ist für mich in den vergangenen drei Jahren sehr wichtig geworden und drückt für mich die Sehnsucht nach Beziehung zu der Quelle aus, die mich nährt, mir Kraft gibt und für mich in der echten Begegnung mit Menschen erlebbar wird – im Tun wie im Sein. Das war nicht immer so.

Als ich mit 24 Jahren, nach einem abgebrochenen Medizinstudium, begann, Theologie zu studieren, war ich hin- und hergerissen, ob ich genug Glauben habe, um SeelsorgerIn zu werden. Ich zweifelte daran, ob ich genug inneres Feuer mitbrächte. «Wo stehe ich eigentlich bezüglich meiner Gottesbeziehung, meiner eigenen Spiritualität; was ist für mich Gott?»; das waren Fragen, die mich damals sehr beschäftigten und auch verunsicherten. Ich spürte keine knisternden und grossen Funken in mir, wenn ich mich mit meinem eigenen Glauben auseinandersetzte. Die Theologie vermittelte mir eher Glaubenssätze und Gottesbilder, die meine innere Suche nach Spiritualität zu ersticken drohten und nicht viel mit meiner unmittelbaren Erfahrung als Frau zu tun hatten. Die feministische Theologie war mir zum damaligen Zeitpunkt noch kein wirklicher Begriff. Erst allmählich haben die feministisch-theologischen Flammen auf mich hinübergegriffen, mir ganz neue Wege aufgezeigt, die

mich freier atmen liessen und mir Mut gaben, mich von vorgezeichneten Wegen abzulösen.

Eine ganz wichtige Erfahrung war für mich eine halbjährige klinische Seelsorgeausbildung (Clinical Pastoral Training) in San Francisco. Anfangs spürte ich wiederum, wie stark ich geprägt war von Bildern bzw. Cliché-Vorstellungen, wie eine Pfarrerin zu sein habe. Ich versuchte, in die Rolle zu schlüpfen, die ich verinnerlicht hatte. Ich kam mir vor, als würde ich einen Mantel (vielleicht einen Talar) anziehen, bevor ich in ein Krankenzimmer trat. Ich muss ja jetzt die Frau Pfarrerin sein; diese Frau Pfarrerin, die ich mir in der Phantasie vorgestellt habe. Sie können sich vorstellen, dass dadurch keine echte Begegnung stattfinden konnte. Es war für mich sehr heilsam, während dieser Ausbildung zu lernen, dass ich doch mich selber sein soll und auch sein darf. Diese Erkenntnis hat bei mir sehr viel innere Befreiung bewirkt; eine Befreiung, welche das Feuer meines Selbstvertrauens und auch meines Selbstverständnisses als SeelsorgerIn sehr zum Knistern, ja zum Flackern gebracht hat.

Das sind auch die Flammen, welche mich in der nun aktuellen Arbeit als AidspfarrerIn wärmen. Auch nach über drei Jahren kann ich noch immer sagen: es ist die schönste und reizvollste Arbeit, die ich mir als Pfarrerin für mich vorstellen kann. Ich muss mich nicht in eine Rolle pressen lassen, sondern kann das sagen und tun, für das ich einstehen möchte. Das ist für mich wichtig, da ich immer wieder mit Bedauern feststelle, dass wir in der Kirche oft zu brav sind und zu wenig Farbe bekennen.

Frau könnte denken, dass ich mich hier sehr am Rand der Institution Kirche bewege. Sind doch die meisten Menschen, die ich begleite, gar nicht mehr dieser kirchlichen Institution zugehörig. Aber welche tiefe Sehnsucht nach Spiritualität erlebe ich doch in diesen Begegnungen. Eine Spiritualität im weiten Sinne. Denn überall dort, wo ich bedingungslose Liebe, also Vertrauen erlebe, ist etwas von der Quelle erfahrbar, welche wir in unserer Kultur Gott nennen. Sie wird auch dort erlebt, wo starre Formen, Prinzipien und Dogmen aufgelöst werden um der Menschheit willen; im Einstehen für Solidarität und Engagement für die schwächere Person oder das schwächere Geschöpf. Ich erlebe das eigentlich Zentrale, was wir unter Kirche verstehen sollten.

Mit dem Medizinstudium wollte ich PsychiaterIn werden; heute bin ich so froh, dass ich SeelsorgerIn geworden bin. So bekommt die Spiritualität auch ihren Raum, dort, wo nach ihr gefragt wird. Ich mache die Erfahrung, dass die Menschen, denen ich begegne, einen grossen spirituellen Hunger haben. Doch die Verletzungen, welche gerade homosexuelle Menschen seitens der Kirche erfahren haben, sitzen sehr tief. Durch diese Wunden wie auch durch die Cliché-Vorstellungen vieler Menschen gegenüber der Kirche wird immer wie-

der neu Wasser über das Feuer geschüttet, so dass es erstickt. Mit diesem erstickten Feuer werde ich in meiner täglichen Arbeit oft konfrontiert. Paradoxerweise lässt gerade dies die Flammen meines eigenen Feuers grösser werden. Wieso das? Oft sehe ich mich als Symbolfigur für die Wiedergutmachung für Verletzungen seitens der Kirche und als PartnerIn für die Auseinandersetzung mit alten Bildern und Erfahrungen. Dies fasziniert mich. Ich muss selber Farbe bekennen und stosse auch immer wieder auf neue Fragen. Fragen, die ich mir auf meiner Suche nach dem Du, dem Es, der Beziehung zu Gott immer wieder neu stellen muss. In der Aids-seelsorge werde ich nicht nur in meiner Suche nach echter und lebendiger Spiritualität herausgefordert, nein, auch durch all die Tabus, welche Aids mit sich bringt. Wie oft und offen rede ich mit den Menschen, die ich begleite, über Sexualität: über die ihrige wie über die meine. Sexualität ist dann kein Tabu mehr. Auch die Themen Sucht, Krankheit, das Sterben und der Tod werden nicht mehr tabuisiert. Schranken fallen, Inneres wird geteilt, Vertrauen wird erlebbar und berührt. Und ich glaube, dass es gerade das ist, das mich immer noch dran bleiben lässt. Dieses Berührtsein, in welchem ich wieder die «Theologie der Beziehung» so intensiv erfahre. Dadurch bin auch ich echter und manchmal auch frecher geworden. Mein Leben hat an Transparenz zugenommen, da ich öfters probiere, mich zu sein, und mich nicht in eine Rolle pressen lasse. Denn das ist es gerade, was meine Flammen zum Ersticken bringen würde.

Meine Funken im Feuer können auch immer noch tanzen, da ich getragen bin von freundschaftlichen Beziehungen, vor allem mit Frauen, mich auch im Gemüsegarten am Wachsen der Saat erfreue und beim Keyboardspielen oder einem guten Glas Wein entspannen kann.

Es gibt für mich natürlich auch immer wieder Zeiten, in welchen mir vieles zu nahe geht, ich traurig werde und weinen muss; gerade auch dann, wenn ich von einem lieben Menschen, den ich über zwei Jahre begleitet habe, Abschied nehmen muss, weil er stirbt. Viele Männer und Frauen, die ich begleite, werden für mich gute Kollegen und Kolleginnen; manchmal sogar Freunde und Freundinnen. Ihr Tod hinterlässt so auch Wunden bei mir. Dies ist auch der Grund, dass ich diese Arbeit nicht jahrelang bewältigen kann, auch wenn sie mir viel gibt. Jetzt geht es mir noch gut. Ich hoffe, ich spüre den Zeitpunkt heraus, wann meine Flammen nur noch glimmen und ich noch nicht ausgebrannt bin.

Sibylle Schär ist SeelsorgerIn im ökumenischen Aidspfarramt in Zürich.

Das Ziel ist Gerechtigkeit

Ich soll begründen, wieso ich immer noch, mit demnächst 80 Jahren, engagiert, Feministin, Christin bin. Die Frage könnte auch lauten, warum und wie ich immer noch «am Leben» bin. Unbegreifbares begründen? Nicht Erklärbares erklären? Die oben nebeneinander gestellten Begriffe haben mit dem, worum es geht, etwas zu tun, aber sie können nicht so plakativ nebeneinander stehen bleiben. Ich muss versuchen, sie ins Leben, in mein eigenes Leben zurückzuholen.

In einem öffentlichen Gespräch über Hoffnung, das ich kürzlich mit Ursula Krattiger führte, stellte sie mir die Frage: «Was lässt dich letztlich auf die Sprengkraft der Hoffnung setzen, statt zu resignieren?» In meiner Antwort kam die Formulierung vor: «Der Kern ist die leidenschaftliche Sehnsucht nach Gerechtigkeit.» Alle drei Wörter sind wichtig: Sehnsucht – Leidenschaft – Gerechtigkeit. Sehnsucht weist immer über das Erreichte (oder auch über das Verfehlete) hinaus. Natürlich drängt sie auf Erfüllung, aber die Erfahrung, dass keine Erfüllung endgültig ist, ist auch dabei. Das kann resignativ klingen, ich meine es aber nicht so. Resignation ist ein Stillstand, ein Kreisen um das immer Gleiche, vielleicht ein Bohren nach einem letzten Warum und Wozu. Sehnsucht drängt nach vorne. Aber wohin? In die Illusion? In Träumereien? Oft habe ich an Tagungen im Evangelischen Tagungszentrum Boldern von standfesten kirchlichen Männern, oft den Vertretern von Kirchgemeinden, gehört: «Die Frau Bührig träumt zuviel.» Sie wollten mich in die sogenannte Realität der Finanzen und der Sachzwänge zurückholen. Hatten sie nicht recht? Natürlich stimmt es, dass sich ohne Geld und ohne Kontrolle auch Gerechtigkeit nicht verwirklichen lässt, und doch war es für mich wichtiger, die Träume, die Vision, die alle Enttäuschungen überlebt, nicht zu verlieren.

Von einem Traum, den ich vor Jahren wirklich, im Schlaf, geträumt habe, möchte ich hier erzählen. Ich träumte, dass ich mit anderen unterwegs war, ich erinnere mich deutlich an ein Unterwegssein, ohne doch zu wissen wohin. In einer Distanz, die ich nicht ganz überwinden konnte (aber ich wusste, dass ich hinkommen würde), sah ich einen grossen Tisch, offensichtlich gedeckt für viele. Er stand im Freien, im Offenen, und jeder Platz war mit einer mir fremden, lebendig grünen Pflanze geschmückt. Es waren keine abgerissenen Blätter, sondern lebendige Pflanzen, es war wie eine Vision von Leben in Fülle, das für alle da war. Indem ich das so erzähle, interpretiere ich natürlich bereits. Auch im Nachdenken darüber war dieser gedeckte Tisch für mich der Inbegriff von Leben in einer vorläufig so noch nicht sichtbaren Gemeinschaft. Ich weiss nicht, mit wem ich dorthin unterwegs war, ich weiss nur, dass ich nicht allein war. Dieser Traum erfüllte mich damals mit einer unerhörten Freude,

die das Aufwachen überstand und lange anhielt. Die Enttäuschung, dass ich auch im Traum gar nicht angekommen war, stellte sich nicht ein. Das «Wissen», dass es dieses Leben gibt, dass dieses Leben da ist, genügte mir.

Nein, letztlich genügt hat es mir natürlich nicht. Leben, das für alle da ist, kann einen Menschen, eine Frau, die versucht, mit geöffneten Augen zu leben und sich nicht von der Verschleierung der ungeheuerlichen Ungerechtigkeiten in der heutigen Welt täuschen zu lassen, ja nicht ruhig lassen. Heute würde ich diese Vision genauer umschreiben. Meine Sehnsucht gilt einer Gemeinschaft ohne Herrschaft von Menschen über andere Menschen und über die ganze Schöpfung. An dem Tisch meines Traumes sitzen Frauen, Männer und Kinder, Alte und Junge, jeder Hautfarbe und Herkunft. Es sind biblische Bilder, für mich tief von innen her verpflichtend, *nicht nur*, weil sie in der Bibel stehen, aber *auch*, weil sie in der Bibel stehen.

Wenn ich bete «Dein Reich komme», setze ich oft dazu «Dein Reich der Gerechtigkeit und des Friedens – und lass es auch hier, unter uns und durch uns kommen». Ich habe mich immer dagegen gewehrt, die Erfüllung dieser Bitte ins Jenseits zu verlegen. Ich glaube nicht mehr an einen allmächtigen Gott, der es uns abnimmt, im Licht dieser Vision und auf sie zu leben und zu han-



deln. Das heisst konkret: auf das Ziel «Gerechtigkeit» hin zu leben und zu handeln.

Wie erhält sich so eine Vision trotz aller Fehlschläge und Enttäuschungen? Wie überlebt so eine Gewissheit durch einige Jahrzehnte? Spontan würde ich sagen: sie erhält sich im Gebrauch, im Inanspruchnehmen dessen, was ich glaube. Hinzufügen muss ich allerdings, dass ich selbst immer wieder Menschen und Anstösse, die von aussen kamen, gebraucht habe. In einem früheren Essay über mein Bild von Gott habe ich geschrieben, es vereinige zwei scheinbar gegensätzliche Aspekte: Anruf und Geborgenheit. Der Anruf war in meinem Leben immer konkret: die Leitung einer Akademie in einer Krisenzeit zu übernehmen – als mit Frauen lebende Frau in einer Fernsehsendung Anwältin homosexueller Männer zu sein – mich von einer sich leiden-

schaftlich für Frieden einsetzenden Frau überzeugen zu lassen, ihr zu helfen, was zu weiterem Engagement führte – mich als eine der Präsidentinnen des Ökumenischen Rates der Kirchen zur Verfügung zu stellen, die Vorbereitungsgruppe für die Weltversammlung über Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung zu leiten. Damals wurde ich von einer Kollegin gedrängt, die sich auf mein «commitment» für diese Sache berief, und ich war naiv genug, es zu wagen. Unter vielen endlos theologisierenden Männern kam ich mir oft wie eine Närrin vor.

Apropos Närrin. Es waren, wenn ich zurückdenke, immer Anrufe, die mich ins Offene, Neue, «Gefährliche» führten, in den Widerspruch gegen angestammte Frauenrollen. Hier kommt der Feminismus und die feministische Theologie zum Zug. Zu einer Befreiungsbewegung zu gehören, die mich zu mir selbst und meinen eigenen Wurzeln geführt hatte und die ein ganzheitliches Verständnis von Leben sowie einen klaren Denkansatz (Widerstand gegen das Patriarchat) enthielt, hat mein Leben verändert. In der vielfältigen Freundschaft, meist mit Frauen, mit «justice seeking friends», mit ebenfalls Gerechtigkeit suchenden FreundInnen (Mary Hunt), erlebe ich beides: Ermutigung und Geborgenheit, Ansporn und Gelassenheit, Delegation und Stellvertretung. Das ist keine Schönfärberei, ich kenne die Konflikte auch innerhalb der Frauenbewegung, die privaten wie die gesellschaftlichen. Aber ich erlebe auch sporadisch und kontinuierlich etwas wie Frauenkirche, zerbrechlich, unvollkommen, aber hoffnungsvoll.

An den Schluss möchte ich den Refrain eines amerikanischen Frauenliedes setzen. Es trägt den Titel: «Saat der Veränderung». Gerechtigkeit wächst nicht einfach aus gescheitem und gut durchdachtem Planen. Das braucht es selbstverständlich auch, aber Impulse und Kraft kommen aus tieferen Wurzeln. «Feuer der Leidenschaft, Licht einer Vision, in die Asche säen wir die neue Saat. In fruchtbare Dunkel wachsen Wurzeln der Weisheit, eine Ernte der Hoffnung für Alle.» (Carolyn Mc Dade)

Marga Bührig, 1915 in Berlin geboren, seit 1934 Schweizer Bürgerin, Germanistin und Theologin, immer – nicht erst seit im Baselbiet wohnhaft – an Grenzen lebend.

Feuer hüten

Dorothee Dieterich

14 Mit einer Gruppe Frauen feiere ich Sommersonnwende. Wir verbringen zwei Tage und eine Nacht im Freien. Beim Einnachten rücken wir immer näher zum Feuer, das in der Mitte des Platzes brennt. Als es Zeit wird, in die bereitgelegten Schlafsäcke zu kriechen, entsteht die Idee, das Feuer die Nacht durch zu hüten. Zwar ist es weder kalt, noch besonders dunkel, aber dennoch ist es ein angenehmes Gefühl, vor dem Einschlafen das Feuer brennen und die Wächterin daneben sitzen zu sehen. Und keine von uns bereut es, eine Feuerwache übernommen zu haben. Meine Stunde ist erst gegen morgen. Das meiste Holz ist verbrannt, also muss ich das Feuer zweimal verlassen, um Holz zu holen. Ich beeile mich – der Waldboden ist völlig ausgetrocknet. Schon ein kleiner unbemerkter Funkenflug könnte gefährlich werden. Andererseits möchte ich das Feuer richtig am Brennen halten, heiss genug, um den ersten Morgentee darauf kochen zu können.

*

Ein Feuer hüten – das ist eine elementare und darum tiefgehende Erfahrung. Keines der vier Elemente braucht so viel Aufmerksamkeit, muss so gehütet werden, ist so unberechenbar und schnell wie das Feuer. Es soll weder verlöschen noch ausser Kontrolle geraten. Es muss gefüttert und begrenzt werden.

*

Die ersten Feuer, die ich hüten durfte, waren die Abfallfeuer meiner Grossmutter. Sie brannten am Tag, mitten im Dorf, auf dem Feuerplatz in unserem Garten. Alles mögliche Brennbares, von alten Akten bis zu Gartenabfällen, landete darin. Es waren grosse, heisse, qualmende Feuer, die nie unbewacht blieben. Ich liess mich kaum aus der Feuernahe verjagen, durfte darum ab einem gewissen Alter gelegentlich aufpassen. Gewöhnlich übernahm das aber meine Grossmutter selbst. Mit einem dicken, am unteren Ende angekohlten Stock in der Hand wanderte sie langsam am das Feuer herum, schob zurück, was von dem Gluthaufen herunterzufallen drohte, stocherte in der Glut herum, wenn allzuviel stinkendes Plastik die Flammen erstickte oder warf neues Material darauf.

Diese Abfallfeuer waren eigentliche Frauenfeuer, anders als die sonntäglichen Wurstfeuer im Wald. Die waren Männersache. Da wurde mit Steinen eine Feuerstelle gebastelt, das Holz fachmännisch aufgeschichtet, die richtige Glut abgewartet... und zum guten Schluss besorgten die Jungen das letzte Löschen. Nichts gegen die Wurstfeuer. Aber die Abfallfeuer hatten eine andere Qualität. Sie waren heiss, unübersichtlich, brauchten mehr Aufmerksamkeit, wollten umrundet und nicht nur überblickt sein, waren gefährlich, faszinierend, schön und grässlich.

*

In einem dieser Abfallfeuer verbrannte meine Schildkröte. Sie war zum Überwintern in einer Kiste im Keller und fiel einer Aufräumaktion und den Flammen zum Opfer.

Die Schildkrötengeschichte fällt mir wieder ein, als ich unser Mittsommerfeuer hüte. Wir haben am Tag Tontiere geformt. Sie liegen jetzt zum Brennen in der Glut. Mit einem Stock ziehe ich meine Schildkröte an den Rand. Sie ist schön geworden, die braune Erde ist jetzt leuchtend rot und hart. Das Feuer hat sie gehärtet, verwandelt, war ein nützliches Instrument, wie es das seit Jahrtausenden ist.

Feuer als Kraft der Verwandlung taucht in vielen mythischen Bildern auf. Phönix, der verbrennt und sich dann schöner denn je aus der Asche erhebt, ist das bekannteste Beispiel dafür.

Die Wandlungskraft des Feuers zu beherrschen, war und ist in vielen Kulturen eine sakrale Aufgabe. So sind Schmiede oft ähnlich gachtet und gefürchtet, wie die Schamanen, Medizinmänner oder Priester (1). Weniger Achtung wird dagegen denjenigen entgegengebracht, die die Wandlungskraft des Feuers tagtäglich nutzen: den kochenden Frauen.

*

Eine sakrale Funktion hatten die Frauen dennoch. Das Herdfeuer war in der Regel in ihrem Zuständigkeitsbereich, musste von ihnen gehütet werden. Und es galt als heilig, soweit menschliche Kultur zurückverfolgt werden kann. In sogenannt prähistorischer Zeit hat dabei wohl ein grosser Kulturbruch stattgefunden:

«Mit der Einbeziehung des Feuers in das Hausinnere und mit der Gestaltung der Feuerstätte im Haus geht die Feuerverehrung (...) auf den Herd über, was sich übrigens nicht nur kultisch, sondern auch sozial und volkrechtlich bedeutsam auswirkte. Der Feuereult wird zum Herd- und Hauskult» (2) – und Frauen werden damit zu Herd- und Haushüterinnen, sind an das Hausfeuer gebunden und verlieren ein Stück ihrer öffentlichen Stellung? Das ist Spekulation – würde mir aber einleuchten. Bei den Griechen bestand in der Verehrung der Hestia eine Verbindung zwischen Haus und Tempel, privatem und öffentlichem Kult: ihre Anwesenheit im Herdfeuer machte ein Haus erst zum

Heim und einen Tempel erst zum Heiligtum. In späteren, längst christlichen Zeiten im deutschsprachigen Raum war die Verehrung des Herdfeuers noch durchaus üblich. Nicht die Aufklärung, die Erfindung moderner Herde und Heizungen setzten dem ein Ende. Das Feuerhüten war Aufgabe der Hausfrau. Sie musste es am Brennen halten und darauf aufpassen. Das Feuer wurde mit einem Feuersegen am Abend bewahrt, Handlungen, wie ein Kreuz darüber schlagen oder einen Bannkreis ziehen, gehörten dazu. Genauso sorgfältig wurde es am Morgen wieder geweckt. Auch nach der Erfindung der Zündhölzer durfte das Feuer nie ausgehen – das brachte Unglück. Es musste aber jedes Jahr einmal gelöscht und dann erneuert werden. Das geschah gewöhnlich vor Ostern, und mit einem Stück Glut aus dem Osterfeuer wurde es wieder entfacht. Der Herd war der Platz der Hausgeister, um sie bei Laune zu halten, wurde das Feuer zu bestimmten Zeiten – wie Allerheiligen oder Sylvester – mit Milchkraut, Mehl, Salz oder Brot gefüttert. Das verhinderte auch, dass das Feuer aus dem Herd ausbrach, sich seine Nahrung selbst suchte. Es wurde behandelt wie ein lebendiges, wildes Wesen, das gezähmt werden musste und dem nie ganz zu trauen war. Darüber hinaus hatte es Orakelkraft. Knallte das Feuer, stand Streit ins Haus – mit einer Handvoll Salz liess sich das Schlimmste noch abwenden. Vor allem die Geräusche wurden sorgfältig wahrgenommen – es knisterte, knallte, prasselte, bullerte oder brauste nicht nur, es sprach, schimpfte, raunte, schalt, keifte, haderte, brumpte... und wer geübte Ohren hatte, verstand durchaus, was damit gemeint war. Die Bräuche der sogenannten Volksfrömmigkeit im Zusammenhang mit dem Feuer sind ungeheuer zahlreich, oft wirken sie unsinnig, meistens lustig. (3) Trotzdem befiehlt mich beim Lesen dieser reichen, inzwischen verlorengegangenen Traditionen etwas Wehmut – mit Zentralheizung ist mein Leben sehr viel bequemer, ungefährlicher, einfacher – aber auch eine Spur ärmer. Der selbstverständlich heilige Ort im Haus ist verlorengegangen. Und das Feuer, das für meine warme Wohnung wirklich verantwortlich ist – die Kehrichtverbrennungsanlage – kann ich nicht mehr hüten.

Kinder kommen mit Zentralheizungen noch viel weniger auf ihre Kosten. Als mein Sohn immer häufiger Feuerchen in der Wohnung abbrannte, begann ich mit meinen Kindern möglichst oft draussen Feuer zu machen. Sie sollten – das war der Zweck – lernen, mit Feuer umzugehen. Ihm das Zündeln zu verbieten war einerseits notwendig, andererseits sinnlos. Er war von der Faszination des Feuers gepackt, hatte aber kein Gefühl für seine Gefährlichkeit. Da hilft kein Verbot. Ähnlich sinnlos erscheint es mir, glühende Wünsche mit Verboten zu beantworten. Sie benehmen sich wie schlecht gehütetes Feuer: entweder sie verlöschen und mit ihnen all die Kraft, die dahinter steht, oder sie

brechen, kaum dass sich die Verbotsklappe einen Spalt öffnet, aus und werden zu verzehrenden Flammen.

*

Dasselbe gilt für alle möglichen Projekte, Ideale oder Beziehungen. Das erste leuchtende Feuer der Begeisterung zu entflammen, erscheint mir oft einfacher als das Hüten. Dabei ist das Verlöschen, das Aufgeben vielleicht die geringere Gefahr. Oft liegt unter der Asche noch Glut, die wieder angeblasen werden kann. Und wenn der Ofen aus ist, erweist sich der Anfang ab und zu als Strohfeuer, das zwar lustig war, aber kurzlebig. Nicht jedes Projekt und nicht jede Beziehung muss über Jahre gehütet werden.

Gefährlicher wird es, wenn das Feuer mich erfasst, anstatt dass ich es hüte, wenn es ausser Kontrolle gerät, in Fanatismus umschlägt, der jeder Vernunft ein Ende setzt. Hexen- und Ketzerverfolgungen, Pogrome, Bürgerkriege etc. haben ausser mit gezieltem Machtmissbrauch der Feuerentfacher auch mit dieser Dynamik des kaum mehr zu beherrschenden, aus der Kontrolle geratenen Feuers zu tun. Feuerhüten – in diesem übertragenen Sinn – scheint mir darum zu den wichtigsten Fähigkeiten zu gehören. Dazu muss ich es aber kennenlernen, muss ich Gelegenheit haben, Feuer und Flamme für eine Sache zu sein. Andernfalls bin ich jedem Funkenflug hilflos ausgeliefert.

*

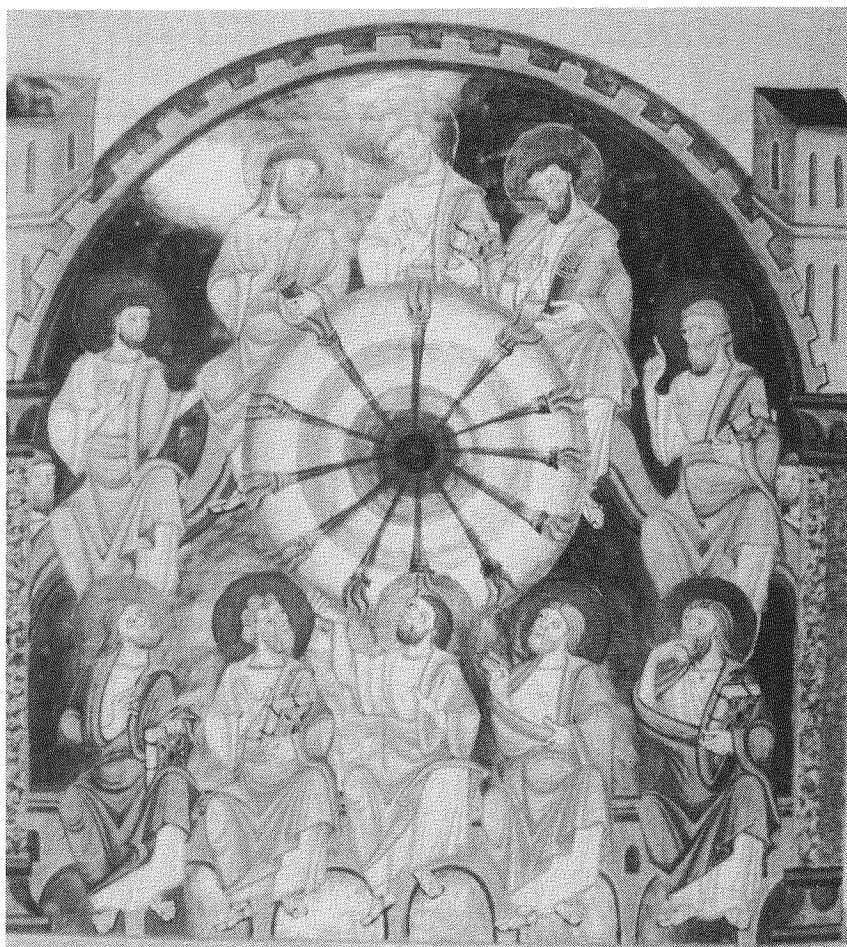
«Feuer im psychologischen Sinne ist flammende Lebensenergie. Gleichnis für glühende Hitze von Gefühlen und Affekten, wie Liebe oder Hass und deren belebende, verwandelnde oder zerstörerische Kraft, aber auch ein Gleichnis für erhelltes Bewusstsein und Ergriffenheit des Geistes.» (4) Feuer hüten im psychologischen Sinn ist nach dieser Definition eine umfassende Aufgabe. Wem es nicht recht gelingt, ist entweder abgelöscht oder ausgebrannt.

*

Symbolhandlungen in Verbindung mit Feuer sind mir wichtig. Für mich und in der Arbeit mit anderen Frauen. Allerdings bin ich zugleich sehr vorsichtig. Auch im Bereich der Rituale liegt Wertvolles und Gefährliches nah beieinander.

Feuer kann entflammen oder verbrennen. Wenn ich einen Symbolgegenstand in die Flammen werfe, muss ich darum genau wissen, was ich will. Je genauer ich es weiss, um so mehr wird es mir nützen. Wenn ich meine Furcht vor einer Auseinandersetzung, von der ich weiss, dass ich sie führen will und muss, Stück um Stück verbrenne und meinen Mut zu dieser Auseinandersetzung darin entflamme, kann das sehr hilfreich sein. Wenn ich einfach grundsätzlich meine Angst ins Feuer werfe, ist das schon schwieriger. Mit ihren störenden Seiten vernichte ich vielleicht auch ihre wertvolle Stimme als Wächterin.

Noch vorsichtiger bin ich in der Wahl des Symbolgegenstands. Ein Stück-



Feuerrad als Geistsymbol (Joh 14,21)

chen Holz oder Papier, zu dem ich mir vorher meine Gedanken gemacht habe, genügt mir völlig. Sobald die Gegenstände zu konkret werden, wird es mir unheimlich.

So erschrak ich zutiefst, als eine Frau, die erzählte, wie sie unter ihrer kirchlichen Erziehung gelitten habe, damit schloss, sie habe jetzt ihre Bibel verbrannt. Damit sei sie fertig.

Bei allem Verständnis dafür, dass Distanz oft notwendig und ein eindeutiger Schluss oft heilsam ist: wenn Bücher, und besonders wenn heilige Bücher verbrannt werden, wird damit an eine so grausame Gewalttradition angeknüpft, dass ich mir kaum vorstellen kann, dass dies der eigenen Befreiung dient. Für die Bibel im Altpapier brächte ich Verständnis auf – die Bibel in den Flammen lässt mich frieren. Feuer hüten heisst für mich auch, die Kenntnisse der Geschichte anzuwenden und ein Anknüpfen an Gewalttraditionen zu vermeiden.

*

Meine Mittsommerfeuerwache ist kurz vor Sonnenaufgang zu Ende. Als es zu tagen beginnt, setze ich Wasser auf.

Die ersten Frauen kriechen aus ihren Schlafsäcken, frierend, froh um den heissen Tee. Ich fühle mich rundum wohl, wach, ausgeruht, konzentriert. Die Stunde am Feuer hat mir gutgetan. Es hat bei weitem nicht meine ganze Aufmerksamkeit beansprucht, nur verhindert, dass ich schläfrig wurde. So konnte ich meine Gedanken ungestört

wandern lassen, in die Flammen schauen und ungestört ansehen, was da alles in und neben meinem Kopf herumfliegt. Es hat mir eine Art seelisches Inventar beschert, ohne dass ich mich anstrengen musste. Bevor wir das Feuer vorsichtig löschen, um der aufgehenden Sonne entgegenzugehen, bedanke ich mich bei ihm für die erhellende Begleitung. Vermutlich wird es einige Zeit dauern, bis ich wieder eine solche Gelegenheit habe, ein Feuer zu hüten. Aber ich nehme die Erfahrung und die damit verbundene Aufgabe mit.

Dorothee Dieterich ist Theologin, Stellenleiterin der Beratungsstelle für Frauen der ref. Kirche BS und FAMA-Mitredaktorin.

1) Vgl. *Mircea Eliade, Schmiede und Alchemisten. Mythos und Magie der Machbarkeit*, Freiburg i. Br. 1992, S. 83f.

2) *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Berlin und Leipzig 1929, Art. Herd.

3) Vgl. *ebd.*

4) *Gisela Riess, Feuerträume*, in: *Ingrid Riedel (Hrsg.), Die vier Elemente im Traum*, Düsseldorf 1993, S. 228.

stumm, sehend oder blind? ... Geh also! Ich bin mit deinem Mund und weise dich an, was du reden sollst. Doch Mose antwortete: Aber bitte, Herr, schick doch einen andern! (Ex 3,1-4,13)

Elisabeth Moltmann-Wendel (Hg), Die Weiblichkeit des Heiligen Geistes. Studien zur feministischen Theologie, Gütersloh 1995.

Ist der Geist männlich? Heute scheint es so. In der Entwicklung des abendländischen Dualismus wurde «Geist» zum Gegenpol von «Körper». Verschiedene Ansätze feministischer Forschung nach einer verlorengegangene Weiblichkeit des Heiligen Geistes aus alt- und neutestamentlicher Forschung, aus Dogmen- und Kunstgeschichte, Praxis und Systematik werden in diesem Buch erstmals vorgestellt.

Aus dem Inhalt:

1. Ursprünge: Biblische Dynamik der Ruachvorstellung (Schüngel-Strauermann); Neutestamentliche Hilfen zum Wiederfinden der Freiheit des Pneuma (Gerber).
2. Geschichte: Der Heilige Geist als Frau – der Glaube Vileminas und ihrer Anhänger im 13. Jh. in Mailand (Taegebizer); Heilige Geistin im Trinitätsfresko von Urschalling? (Wodtke-Werner).
3. Reflexionen: Was nützt die Rede vom Heiligen Geist der feministischen Theologie? (Scherzberg); Suche nach einer neuen feministischen Theologie des Heiligen Geistes (Grey).
4. Aufbrüche: Geistin als Gast in Mutter Kirche (Godel); Frauen und die Lehre vom Heiligen Geist (Athyal); Chung Hyun Kyungs Rede in Canberra und Kommentar.

Rosemary Radford Ruether, Gaia und Gott. Eine ökofeministische Theologie der Heilung der Erde, Edition Exodus, Luzern 1994.

Worum es in diesem Buch geht, davon handelt bereits der Titel: Um eine Verbindung von Feminismus und Ökologie und die daraus resultierende Vision einer Heilung der Erde und um, wie es der Haupttitel formuliert, Gaia und Gott. Gaia, die griechische Göttin der Erde, steht dabei für die lebendige, heilige Erde und für eine Auffassung dieser Erde als eines lebendigen Systems, das sich wie ein einheitlicher Organismus verhält. Gott steht für die monotheistische Gottheit der biblischen Tradition.

Gott wird dabei aber nicht etwa als Kontrahent und als zu überwindendes religiöses Sprechen über das «Meta-Physische» einer lebensfreundlichen und zukunfteröffnenden Gaia gegenübergestellt. Kein Kampf «(weibliche) Gaia versus (männlicher) Gott» wird hier verfochten, vielmehr steht die Frage im Zentrum, wie der lebendige Planet Erde (Gaia) und die Vorstellung von Gott, wie sie in der westlichen religiösen Tradition Gestalt gefunden hat, aufeinander bezogen sind. Dennoch wirft Ruether einen kritischen Blick auf die jüdisch-christliche Tradition und damit auch auf die Denk- und Verhaltensge-

schichte dieser Tradition in Bezug auf das, was christlich gesprochen eigentlich Schöpfung heissen würde, meist jedoch als Natur begriffen wurde. Natur meint in diesem Zusammenhang ein abgewertetes Verständnis von Natur als nutzbarem Material anstelle einer Auffassung, die Natur als lebendigen Organismus begreift, von dem der Mensch ein Teil ist und dem man sich mit Achtung und Sorgfalt nähern muss. Ziel dieses Buches von Ruether ist es, der auch durch das Christentum geförderten Verweberung von männlicher Vorherrschaft über Frauen und Herrschaft über die Natur nachzuspüren, ihre Traditionslinien nachzuzeichnen, zu fragen, inwiefern diese unseeleige Verbindung an der Zerstörung unseres Planeten teilhatte und mentalitätsmässig noch immer hat und ob es in unserem christlichen und westlichen Erbe dennoch brauchbare Ideen gibt, die für eine heilende Beziehung zwischen Mensch und Erde Hilfe bieten könnten.

Dieser Verbindung von männlicher Herrschaft resp. der Herrschaft einer Elite von Männern an der Macht und der Ausbeutung und Zerstörung unserer Lebensgrundlagen nachzugehen, also einen ökofeministischen Ansatz zu formulieren, ist deshalb so wichtig, weil, wenn diese These stimmt, es nicht genügen kann, über technologische Problemlösungen allein zu diskutieren, sondern es auch um die Behandlung sozialer Neuordnungen gehen muss, um so etwas wie «ökologische Gerechtigkeit» herzustellen.

Ruethers Buch ist informativ, stellt interessante Fragen (so zum Beispiel nach den neuen Schöpfungsmythen der Naturwissenschaften), glaubt nicht an Dualismen, auch nicht an solche von den «guten» Frauen und den «ausbeuterischen» Männern, sondern vermag auch innerhalb grösserer Tendenzen doch noch zu differenzieren, und es ist geprägt von jener «engagierten Liebe», die sie für absolut notwendig hält, um einen Weg jenseits von Pessimismus und Optimismus für unsere Zukunft zu finden.

Silvia Strahm Bernet

Renate Wind, Befreiung buchstabieren. Basislektüre Bibel, Gütersloh 1995.

Renate Wind buchstabiert die Befreiungserfahrungen, die sich ihr mit der Bibellektüre verbinden; sie problematisiert das schwierige Verhältnis von Frauen und Männern in der Kirche, von Schöpfung und Menschheit, Bibel und Naturwissenschaft. Ihre leicht lesbare Einführung bietet einen komprimierten Zusammenschritt ihrer Bibelforschungsstudien und ist eine facettenreiche und verständliche Basislektüre der Bibel.

Ina Praetorius, Skizzen zur feministischen Ethik, Mainz 1995.

Seit Frauen denken und sprechen können, machen sie sich Gedanken über gutes Leben und über die Frage, was sie – und andere – dazu beitragen können.

16 Neuerscheinungen

Ungerechtigkeit hab' ich nie ertragen. Rückblicke engagierter Frauen, aufgezeichnet von Patricia Büchel, efef-Verlag.

Mose weidete die Schafe und Ziegen seines Schwiegervaters Jitro, des Priesters von Midian. Eines Tages trieb er das Vieh über die Steppe hinaus und kam zum Gottesberg Horeb. Dort erschien ihm der Engel des Herrn in einer Flamme, die aus einem Dornbusch emporschlug. Er schaute hin: Da brannte der Dornbusch und verbrannte doch nicht. Mose sagte: Ich will dorthin gehen und mir die seltsame Erscheinung ansehen. Warum verbrennt denn der Dornbusch nicht? Als der Herr sah, dass Mose näher kam, um sich das anzusehen, rief Gott ihm aus dem Dornbusch zu: Mose, Mose! Er antwortete: Ja, hier bin ich. Der Herr sagte: Komm nicht näher heran! Leg deine Schuhe ab, denn der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden...

Der Herr sprach: Ich habe das Elend meines Volkes in Ägypten gesehen, und den Klageschrei gegen ihre Antreiber habe ich gehört. Ich kenne ihr Leid. Ich bin herabgestiegen, um sie der Hand der Ägypter zu entreissen und aus jenem Land hinauszuführen in ein schönes, weites Land, in ein Land, wo Milch und Honig strömen... Und jetzt geh! Ich sende dich zum Pharao. Führe mein Volk, die Israeliten aus Ägypten heraus! Mose antwortete Gott: Wer bin ich, dass ich zum Pharao gehe und die Israeliten aus Ägypten herausführen könnte? Gott aber sagte: Ich bin mit dir; ich habe dich gesandt... Da sagte Mose zu Gott: Ich werde also zu den Israeliten kommen und ihnen sagen: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt. Sie aber werden mich fragen: Wie heisst er? Was soll ich ihnen dann sagen? Gott antwortete Mose: Ich bin der «Ich-bin-da»...

Doch Mose sagte zu dem Herrn: Aber bitte, Herr, ich bin keiner, der gut reden kann, weder gestern noch vorgestern, noch seitdem du mit deinem Knecht sprichst. Mein Mund und meine Zunge sind schwerfällig. Der Herr entgegnete ihm: Wer hat dem Menschen den Mund gegeben, und wer macht taub oder

Feministische Ethik kann am Küchentisch ebenso stattfinden wie im Hörsaal, im Kinderzimmer, am Bankschalter oder auf der Kanzel. Vierzehn Skizzen führen anhand von Themen wie Biotechnologie, Tierversuche, Lebensformen, materielle Spiritualität der Hausarbeit etc. in verständlicher Form in die Fragestellungen der Feministischen Ethik ein.

BrigitteENZNER-PROBST, Auf den Schwingen der Sehnsucht. Gebete und Meditationen von und für Frauen, Gütersloh 1995.

Die Gebete sind nach dem Tageslauf und entlang des Lebenslaufes von Frauen zusammengestellt, welche sich für die meisten von denen der Männer unterscheiden. Ihr Aufbau:

Im Tageslauf: Den Morgen begrüßen. Auf der Höhe des Tages. Nachtgedanken. Liturgie des Lebens: Ankommen und Begegnen. Reinigen und Aufrichten. Wahrnehmen und Bekräftigen. Teilen und Verbundensein. Segnen und Senden.

Berichte

Vollversammlung der IG Feministischer Theologinnen der Deutschschweiz

An der diesjährigen Vollversammlung der IG am 25. März in Basel nahmen 22 Frauen teil. Die erste Hälfte des Tages diente dem «geschäftlichen» Teil: Neben einer Statutenänderung, die im wesentlichen die Streichung der anfänglich geplanten Stelle beinhaltete, und dem Jahresbericht standen vor allem die Mitteilungen des Vorstands im Zentrum des Morgens. So wurde u.a. über die Ablehnung von Regula Strobel als Mentorin an der Uni Fribourg durch die DOK informiert und über deren mögliche Signalfunktion für die Berufsperspektiven katholischer feministischer Theologinnen diskutiert. Es wurde beschlossen, dieser Frage weiter nachzugehen und mit den betreffenden Stellen Kontakt aufzunehmen. In den anschließenden Wahlen wurden die bisherigen Vorstandsfrauen (Antoinette Brem, Katharina Jost, Regula Grünenfelder, Silvia Schroer) bestätigt und neu Martina Müller (reformierte Pfarlerin) als weitere Vorstandsfrau gewählt.

Der Nachmittag war dann der inhaltlichen Arbeit gewidmet. Im Anschluss an die EATWOT-Tagung in Costa Rica (vgl. FAMA 1/95) und ausgehend von einem Analyse-Papier zum Thema «Spiritualität für das Leben – Frauen kämpfen gegen Gewalt», das Antoinette Brem und Barbara Lehner für die Oktober-Tagung 94 der IG an der Paulus-Akademie erarbeitet hatten, wurde in einzelnen Gruppen weiter über die Themen «Kindsmissbrauch», «Körpernormierungen», «Zwangsheterosexualität», «Migrantinnen» ausgetauscht und nachgedacht. Als konkrete Vorschläge aus den Gruppen wurde u.a. die Idee einer Wanderausstellung zum

Thema «Zwangsheterosexualität» angeregt, sowie eine Zusammenarbeit mit Migrantinnenorganisationen im Hinblick auf den Internationalen Tag gegen Frauenhandel vom 25. November 1995 beschlossen. Eine Spurguppe klärt ab, ob es sinnvoll wäre, 1996 ein «Tribunal gegen Gewalt gegen Frauen» zu organisieren. Ausserdem entschied die Vollversammlung, die IG-Tagung 1996 zum Thema «Spiritualität für das Leben» gemeinsam mit Migrantinnen vorzubereiten.

Es war ein anregender und spannender Tag, und ich kann nur alle Vereinsfrauen herzlich einladen, sich das Datum der nächsten Vollversammlung am 23. März 1996 in Bern vorzumerken.

Doris Strahm

Fastenopfer/Brot für alle – Kampagne 1994 – Frauen gestalten die Welt

Dass Gerechtigkeit für Frauen etwas kostet, das haben auch Fastenopfer/Brot für alle mit ihrer Frauenkampagne merken müssen. Die ursprünglich markanten Spendeneinbussen haben sich zwar inzwischen auf ca. 5 Prozent im Vergleich zum Vorjahr eingependelt, dennoch bleibt zu vermuten, dass dieser Verlust nicht allein auf allgemeinen Spendenrückgang (den auch andere Hilfswerke ohne eine spezifische Frauenthematik zu spüren bekamen) zurückzuführen ist, sondern zu einem Teil gewiss auch dem letztjährigen Thema zu verdanken ist.

Gerechtigkeit für Frauen kostet etwas – nicht nur die jeweiligen Staaten, die sie zu verwirklichen suchen, sondern offenbar auch jene, die sich dafür einsetzen. Trotzdem: Auch wenn das finanzielle Echo auf die Kampagne weniger gross ausgefallen ist, als erwartet und erhofft wurde, so war doch das Echo in der Öffentlichkeit gross. Viele Materialbestellungen, sehr gute Medienpräsenz, viele ermutigende Reaktionen auf die Frauenaktionstage – all dies kann positiv vermerkt werden.

Auch kritisch distanzierte Frauen sind mit der letztjährigen Aktion angesprochen worden, und Fastenopfer/Brot für alle dürften in diesen Kreisen an Profil und Image gewonnen haben.

Zu hoffen ist bei alledem, dass sich Fastenopfer/Brot für alle, deren Eigenart in der Verbindung von Meinungsbildung und Geldsammlung liegt, auch in Zukunft nicht scheuen, konfliktive Themen aufzugreifen.

An dieser Stelle eine ganz herzliche Gratulation an die neue Direktorin des Fastenopfers, Anne-Marie Hostenstein.

Frau Hostenstein, Entwicklungsexpertin, Journalistin und promovierte Germanistin, ist vielen von uns wahrscheinlich am ehesten im Zusammenhang mit der «Erklärung von Bern» und ihrer Radioarbeit bekannt. Frau Hostenstein, die zur Entwicklungspolitik durch die Ökumene resp. durch ihr Engagement in der ökumenischen Bewegung in Zürich kam, setzt auch heute noch das Thema Ökumene ins Zentrum ihrer Arbeit: «Mein «roter Faden» im Leben ist

die Ökumene, und zwar im ursprünglichen Wortsinn, der die von den Menschen gemeinsam bewohnte Erde, weltweit, meint. Das ist mein Engagement.» (Aufbruch 1/95,5) Wir wünschen ihr dazu weiterhin Mut, Kraft, Geduld und Phantasie – ihr und all ihren MitarbeiterInnen, die sich in einem Bereich engagieren, der an Wichtigkeit (leider) nichts verloren hat und dem es immer wieder neu gelingen muss, uns alles Unrecht bewusst zu machen und an unseren Veränderungswillen und unsere Fähigkeit, zu teilen, zu appellieren.

Sylvia Strahm Bernet

Mirjam schlug auf die Pauke...

1. Schweizer Frauen-Synode am 6. Mai 1995 in St. Gallen

Frauenarbeit zwischen «Champf» und Befreiung war das Thema der ersten Frauen-Synode in St. Gallen. Mit kleinen Kindern (Julian 16 Monate, Sophia 18 Monate), «Teilzeitarbeit» (Sigrun 70% Pfarramt und 10% (?) Kirchenrat, Gudrun Dissertation) und «Teilzeitmännern» (beide Männer arbeiten ca. 70%) war das genau unser Thema. Hier sind ein paar unserer Eindrücke.

Sigrun: Auf der Frauen-Synode schlug Mirjam, zu Hause schlug Julian auf die Pauke und versuchte lautstark zu verhindern, dass ich wegging. Nichtsdestotrotz machte ich nach einer typischen Woche eines zerstückelten Frauenlebens zwischen «Champf und Befreiung» die Haustüre hinter mir zu, um dabei zu sein – 1000 Frauen an einem Ort, das wollte ich mir nicht entgehen lassen.

Gudrun: Mir ging es ähnlich: so spät ich auch von der Veranstaltung erfahren hatte, so sehr interessierten mich die angekündigten Referate. Sophia war gut versorgt bei ihrem Vater und so stand einem «Energiebad unter Frauen» nichts mehr im Wege. Obwohl ich mir unter einer Synode nicht viel vorstellen konnte, hat mir das Zusammenspiel von Feier, Meditation, Referaten und Workshops sehr gefallen.

Sigrun: Mich haben vor allem die Referate beeindruckt: Einerseits die klare Analyse der gesellschaftlichen Situation von Frauen heute (insbesondere das Referat von Susanne Schunter-Kleemann) und andererseits die Vision von der gerechten Aufteilung aller vorhandenen Arbeiten zwischen Männern und Frauen, wie sie Mascha Madörin und Heidi Witzig entwarfen.

Gudrun: Für mich als Betriebswirtschaftlerin hat die Forderung nach einer Neuverteilung der gesamten gesellschaftlichen Arbeit einen ganz zentralen Stellenwert, weil die asymmetrische Aufteilung von Erwerbs- und Gratarbeit eines der grössten Hindernisse für eine egalitäre Gesellschaft ist. Auch wenn bei einer solchen Vision (Dreiteilung der Lebensarbeitszeit in Erwerbszeit, Sozialzeit und Freizeit) einzelne Optionen wegfallen – wie z.B. ein Leben lang Familienfrau zu sein – so wird

doch insgesamt das Spektrum an Wahlmöglichkeiten für Frauen und für Männer sehr viel grösser.

Sigrun: Im Schlussplenum gewann ich dann allerdings den Eindruck, dass genau auf diese Forderung zuwenig Nachdruck gelegt wurde. Mir hat z.B. die Forderung nach qualifizierten Teilzeitarbeitsstellen für Frauen und Männer gefehlt.

Gudrun: Ja, da hat Frau auch meiner Meinung nach zu wenig auf die Pauke gehauen. Es wurde keine Forderung verabschiedet, die «Teilzeitarbeit als Norm» vorschlägt. Auch die Einbeziehung der Männer in die Familienarbeit war zuwenig explizit.

Sigrun: Zum Glück sind wir beide da fein raus. Unsere Männer samt Kindern vergnügten sich gemeinsam bei einem Ausflug. . .

Aber zurück zur Synode. Trotz aller Unterschiede in den Lebenszusammenhängen der anwesenden Frauen, war ein gemeinsames Engagement und der Wille, die Verhältnisse zu verändern, deutlich spürbar – das braucht Frau ja manchmal als Ermutigung auf ihrem eigenen Weg.

Gudrun: Erste Ansätze zur Veränderung der Verhältnisse zeigten sich auch an einzelnen Projekten, die auf dem Marktplatz vorgestellt wurden. Zum Beispiel das Projekt «Frauenwirtschaftskammer Euregio Bodensee», das eine regionale Arbeitsvermittlung- und Arbeitstauschstelle auf der Basis einer lokalen Nebenwährung (TALENT) ist. Damit soll versucht werden, Geld als den alles bestimmenden Faktor für gesellschaftliche Austauschprozesse zu umgehen. Besonders für Frauen ist der Zugang zum Tauschmittel Geld durch die zunehmende Feminisierung der Armut schwieriger geworden. Mit Hilfe dieses Projektes sollen vor allem die unbezahlten vielfältigen Talente in Umlauf gebracht und in den regionalen Wirtschaftsmarkt integriert werden.

Sigrun: Vom Thema Geld war auch in der Arbeitsgruppe «Kirche als Arbeitgeberin» viel die Rede. Am Beispiel einer Kirchgemeinde, deren Budget ein Defizit aufweist, sollten sich die Teilnehmerinnen entscheiden, ob die festangestellten MitarbeiterInnen auf ihren 13. Monatslohn oder die ehrenamtlich Tätigen auf ihre bezahlte Weiterbildung verzichten sollten. In der relativ kurzen Zeit, die für die Diskussion zur Verfügung stand, war es nicht möglich, umfassende Lösungsmodelle vorzulegen. Allerdings ist mir aufgefallen, dass die Lösungssuche ausschliesslich um das Verhältnis von Festangestellten und ehrenamtlich Tätigen kreiste. Die zugrundeliegenden ökonomischen Zusammenhänge eines solchen Budgetdefizits waren dabei jedoch vielen zu wenig bewusst. Aber es war ja auch eine Veranstaltung der Frauenkirche und nicht der Wirtschaft.

Gudrun: Trotzdem ist die Verknüpfung von Spiritualität, Politik und Ökonomie, die sich in der Verbindung der Referate mit den Stundengebeten und der Schlussfeier oder dem Fest am Abend

zeigte, inspirierend für künftige Veranstaltungen.

Sigrun: Schön wäre es, wenn diese Verbundenheit, die ja immer schon Ausdruck eines jeden Frauenlebens ist, auch in die männliche Lebenswelt einschliesslich der Theoriebildung Einzug halten würde. . .

Sigrun Holz (Theologin) und Gudrun Sander (Ökonomin)

Aufruf

Liebe Frauen!

Seit Jahren beschäftigt mich die Frage, wie man eine *Stiftung für feministische Theologie* ins Leben rufen könnte, die unabhängig, ökumenisch und frei von Druck (z.B. dem Druck, bestimmte Veranstaltungen durchzuführen) existieren könnte. Es sollte ein Ort sein, an dem Material, Bücher, Unterlagen u.ä. aus den Anfängen der feministischen Theologie gesammelt und bearbeitet werden könnten, eine Forschungsstätte, wo u.a. die Anfänge der feministischen Theologie dokumentiert würden.

Zuletzt habe ich dieses Anliegen in meinem Porträt im Börsenblatt des Deutschen Buchhandels (29.03.94, Nr. 25) vorgetragen. Besonders beschäftigt hat mich der Gedanke während der Zeit, in der ich die Festschrift zum 65. Geburtstag von Elisabeth Gössmann vorbereitet habe. Nachdem diese bedeutende Theologin nunmehr das Rentenalter erreicht hat, fand ich es an der Zeit, dieses Vorhaben voranzutreiben, bevor eine der ersten Pionierinnen im deutschen Sprachraum stirbt. Dies ist nun leider früher als erwartet eingetroffen, indem im letzten Sommer die einzige katholische Theologieprofessorin Österreichs, Herlinde Pissarek-Hudelist, verstorben ist.

gehen. Die Hoffnung, die Elisabeth

Aber was nützen alle guten Vorsätze und grossartigen Pläne, wenn sie nicht irgendwann in die Tat umgesetzt werden? Ich finde es an der Zeit (Februar 1995), die Dinge nunmehr zu konkretisieren und zunächst einmal eine solche Stiftung zu gründen. Viel Geld ist zur Zeit noch nicht da, ich kann lediglich einen Grundstein legen. Der Rest soll durch Spenden, evtl. auch durch Erbschaften im Laufe der Zeit zusammenkommen. Auch immaterielle Hilfe, z.B. bei Erstellung der Statuten, bei der Suche nach einem geeigneten Ort usw. sind willkommen. Vor allem gibt es Frauen, die besitzen ein Haus oder einen Ort, an dem man Material unterbringen kann, und wo später gearbeitet und geforscht werden kann (Forschungsarbeit, Archivarbeit, Biographien). Ist erst einmal eine solche Stätte vorhanden, kann die Arbeit beginnen.

Ich habe vor, noch in diesem Jahr eine Stiftung für den deutschen Sprachraum mit juristischem Sitz in der Schweiz ins Leben zu rufen, ein Konto zu eröffnen und mit dem Sammeln von Geldbeiträgen zu beginnen. Ohne einen konkreten Anfang kann es auch nicht weiter-Gössmann schon vor zehn Jahren geäußert hat (in «Nennt uns nicht Brüder», hrsg. von N. Sommer, Stuttgart 1985, S. 147), dass die Kirche, wenn es ihr mit der Förderung von Frauen ernst sei, hier etwas tun könnte, darf man wohl inzwischen begraben. Ich erwarte weder von kirchlichen noch von anderen offiziellen Stellen wesentliche Hilfen. Was Frauen, ihre Arbeit und ihre theologischen Anliegen fördert, müssen wir selbst in die Hand nehmen!

Helen Schüngel-Straumann, Professorin für Biblische Theologie an der Universität Gesamthochschule Kassel.

Anfragen an:

Schwedenweg 13c, D-34127 Kassel

SCHLANGENBRUT

streitschrift
für feministisch
und religiös
interessierte frauen

■ erschien zuerst im Mai 1983, seither regelmäßig viermal jährlich in einem Umfang von 52 Seiten,

■ versteht sich als Forum für Positionen, Forschungen, Meinungen und Streit in feministisch-theologischen und feministisch-religiösen Diskussionen.

Schwerpunkte der letzten Hefte:

- Nr. 41 Gewalt gegen Frauen / 10 Jahre Schlangenbrut
- Nr. 43 Rassismus
- Nr. 45 Frauenkörper
- Nr. 46 Beraten und begleiten – Feministische Seelsorge
- Nr. 47 Den Fuß in der Tür – Feministinnen in (kirchlichen) Institutionen

Außerdem in jedem Heft:

Interviews, Tagungsberichte, kontrovers diskutiert, Szene, Rezensionen, Nachrichten, ...

Heft: 7,50 DM; Abo 26 DM plus Porto

Bestelladresse: Schlangenbrut e.V. • Postfach 74 67 • D-48040 Münster

10 Jahre FAMA Reflexion und Fest

Am 28. Januar 1995 haben ca. 140 Frauen und Männer in der Paulusakademie in Zürich eine «Soirée FAMEuse» gefeiert. Der von Vroni Grütter und ihrer Tochter ausserordentlich schön dekorierte grosse Saal war ein stimmiger Ort für diesen festlichen Anlass, war doch die Paulusakademie eine der ersten Veranstalterinnen feministisch-theologischen Reflektierens, wie Brigit Keller von der Paulusakademie in ihrer Begrüssung erinnerte.

Wie im Prospekt, der übrigens von Frida Bünzli und ihrem Mann Werner Bühlmann gestaltet wurde, angekündigt, eröffnete Dorothee Wilhelm von der cfd-Frauenstelle Zürich den Reflexions-Teil des Abends mit einem spritzigen, nachdenklich-machenden Referat (siehe in diesem Heft vorne). Zu einem Podiumsgespräch, geleitet von Theres Spirig-Huber, haben sich Martina Müller, Ursa Krattiger, Barbara Ruch, Brigit Keller, Sabine Rimmele und Dorothee Wilhelm bereit erklärt. «Wie soll die FAMA-Nummer 1/2000 betitelt werden» hiess die Einstiegsfrage für die Podiumsfrauen, worauf die witzigsten Ideen zusammenströmten wie z.B. «Lieber barbusig als barfüssig»...

Der Apéro eröffnete den festlichen Teil des Abends. Das feine Buffet, die zwei Auftritte der «Schampar Schiggen Schansösen» aus Luzern, die Vorstellung der FAMA-Frauen, die Einblendung von FAMA-Werbespots (umgeschrieben von Silvia Strahm Bernet und inszeniert und gesprochen von Barbara Seiler) und die Disco machten den gesamten Abend zu einem gelungenen Fest.

Wir freuen uns, dass so viele FAMA-Leser/innen mit uns gefeiert haben, und wir möchten allen, die uns in diesem Zusammenhang eine Spende oder ihre Hilfe zukommen liessen, ganz herzlich danken.

Das Redaktionsteam



Glückwunsch-Telegramme

«... Wir lesen die FAMA meistens mit Interesse, begierig, lächelnd und zuletzt diskutierend – Ich und mein Partner.»

«Sie war eine Sternstunde, die Soirée FAMEuse vom 28.1.95, gelungen von A bis Z, gescheit, geistreich, herzerfrischend, lustvoll und zum Tränen lachen!...»

«Liebe FAMA-Frauen. Ich möchte Euch allen ganz herzlich zu EUREM feministischen Werk, EURER Arbeit und EURER Öffentlichkeit gratulieren. (Natürlich hoffe ich für mich, dass Ihr die FAMA auch volljährig werden lasst!) Schönes Fest jetzt und heute und viel Spass und Lust bei der künftigen Arbeit!...»

«... Dass FAMA schon/erst zehn Jahre alt ist, kommt mir merkwürdig vor. Es würde mir Wesentliches fehlen, wenn sie nicht da wäre, und ich bewundere Eure Zusammenarbeit und Selbständigkeit über doch schon eine lange Zeit. Macht weiter, die feministische Theologie braucht Euch, und ich glaube immer noch, dass sie – die feministische Theologie – Zukunft hat...»

Werbespots

FAMA ist der neue, exklusive Lese-genuss. Aber es ist mehr. Es ist die berauschende Intelligenz und die belebende Kraft einer neuen Welt. Tauch in diese Welt und lass dich verführen von FAMA, dem neuen Genuss einer neuen Welt.

Sie mag's am Abend. Er frühmorgens. Und die zwei am liebsten nachmittags. Mit FAMA können sie wählen. Grundsatzartikel am Morgen oder Forumsberichte am Nachmittag. Aber jedesmal mit dem gleichen vollen Aroma. FAMA-Genuss, wann immer sie wollen.

Lesen, lesen, lesen. Zeitschriften mit Mädchen, Mode, Make-up sind ein Alptraum. Aber ein Traum ist FAMA. Sie ist einfach feministisch! Aussen FAMA – innen Geschmack.

Die Zeitschrift, der kein Mann widerstehen kann. Fesselnd, hypnotisch. FAMA – der berauschende Duft feministischer Theologie.

Ja, genau das kann zu Gehirnschwund führen. Doch jetzt können Sie sich nach jeder geistigen Tätigkeit davor schützen. Mit FAMA, dem neuen Gehirnschwundschutz zum Lesen. Zusätzlich zur normalen Geistespflege führt der Wirkstoff in FAMA zu bis zu 40% weniger Gehirnschwund. Das haben wissenschaftliche Studien erwiesen. Also, nach jedem Denken FAMA nicht vergessen.

Nach dem Essen, den Feminismus nicht vergessen. Und wenn das nicht geht, wenigstens die neue FAMA lesen. Bedeutet Prophylaxe gegen: Patriarchalisierung, Hoffnungsschwund, Reflexionslücken. In einer Zeitschrift die dreifache Prophylaxe.

Die FAMA gibt beim Lesen ein total angenehmes Gefühl. Sehen sie selbst. Im Gegensatz zu herkömmlichen Frauenzeitschriften hat FAMA eine schlichte Aufmachung. Sie leitet den Blick ins Innere des Textes und saugt deine Aufmerksamkeit vollständig auf. So gibt FAMA ein angenehm konzentriertes und irgendwie sauberes Gefühl.



Impressum:

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Dorothee Dieterich, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Cornelia Jacomet, Zürich
Barbara Seiler, Zürich
Monika Senn Berger, Luzern
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern

Administrations- und

Redaktionsadresse neu:

Verein FAMA
Postfach 300
4012 Basel

Fotosatz und Druck:

Gegen-Druck Luzern

Abonnement:

Normalabo Fr. 24.-
GönnerInnenabo Fr. 30.-
Auslandabo Fr. 26.-
Abonnementsbestellungen bei:
Verein FAMA, Postfach 300,
CH-4012 Basel
Kündigung bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern (solange Vorrat)
Fr. 6.- plus Porto.
FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Postfach 300
CH-4012 Basel

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
Feministische Theologie für das Dritte Jahrtausend (Dorothee Wilhelm)	3
Vom brennenden Dornbusch (Silvia Strahm Bernet)	6
In der Welt wurzeln (Monika Hungerbühler)	7
Inspirationen	10
Lebens-Feuer (Marga Bührig, Sibylle Schär)	12
Feuer hüten (Dorothee Dieterich)	14
Forum	16

Hinweise

Europäische Frauensommerakademie 12.-19. August 1995

Miteinander das Leben verwandeln – Gemeinschaft und Verschiedenheit von Frauen im neuen Europa

Boldern, Evangelisches Tagungs- und Studienzentrum,
8708 Männedorf, Tel. 01/922 11 71

in Zusammenarbeit mit dem Ökumenischen Forum Christlicher Frauen in Europa und dem European Women's College

Studien- und Ferienwoche 7.-12. August 1995

Frauen-Power im frühen Christentum – die frühe Kirche, eine Kirche der Frauen? Spiritualität in der Frauenkirche.

Tagungszentrum Leuenberg, 4434 Hölstein, Tel. 061/951 14 81

1. Aargauer FrauenKirchenFest 1. September 1995

Die Vorbereitungsgruppe lädt alle Frauen von 18 bis 22 Uhr ein zum Mitfeiern in Lenzburg, damit viele und vieles in Bewegung kommt!

Auskunft erteilt: Regula Haag, Lauerzenvorstadt 80, 5001 Aarau

European Women's College.

Feministisches Grundlagenstudium. (zweijährig, Start am 29./30 Sept. 1995.)
Informationen bei: European Women's College, Postfach 868, 8044 Zürich,
Tel. 01/261 73 61.

Spiritualität für das Leben

EATWOT-Frauenkonferenz, Rundbrief der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung Nr. 45, März 1995. Zu beziehen bei: Theol. Bewegung für Solidarität und Befreiung, Postfach 4809, 6002 Luzern.

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Marga Bührig,
Rebgasse 86, 4102 Binningen
Dorothee Dieterich,
Kartausgasse 11, 4058 Basel
Monika Hungerbühler,
Kannenfeldstrasse 35, 4056 Basel
Sibylle Schär,
Universitätsspital Aidspfarramt,
Universitätsstrasse 48, 8006 Zürich
Silvia Strahm Bernet,
Klosterstr. 11, 6003 Luzern
Dorothee Wilhelm,
Goldbrunnenstrasse 131, 8055 Zürich

*Dem Krieg gebietet er Einhalt
bis an die Enden der Erde,
zerbricht die Bogen, zerspellt die Speere,
die Schilde verbrennt er im Feuer (Ps 46,10)*

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Die Themen der nächsten Nummern:

Krypta/Kryptisches (September)
Unsere Position als Feministinnen in der Kirche? (Dezember)

Bildnachweis

Titelbild: Erschaffung des Lichtes/ Gottes Geist über den Wassern/ Erschaffung der Pflanzen / Erschaffung des Firmaments aus der Sarajevo-Haggadah (14. Jahrh.).

